Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 7 | Gotha, 7. April 1927 | 41. Jahrgang

Inhalt: Vom ganz gewöhnlichen Leiden [Sp. 297] — Der gedachte und der lebendige Gott. Zweites Stück [Sp. 298] — Das neue Eheideal. 4. Der Eheleute Weg zu Gott [Sp. 305] — Die ursprüngliche Fassung der Sixtinischen Madonna Raffaels [Sp. 311] — Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend. 5. Student in Leipzig [Sp. 318] — Hochkirchentum [Sp. 325] — Pfarrerschaft und Lehrerschaft [Sp. 327] — Kirchenpolitisches aus Anhalt [Sp. 328] — Amerikas Christliche und Theologische Studentenkonferenz [Sp. 331] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Rußland [Sp. 333] — Vom Katholizismus der Gegenwart. Das Konkordat [Sp. 336] — Die wirtschaftliche und soziale Lage. Zeichen und Opfer der Weltwende [Sp. 338] — Wöchentliche Chronik [Sp. 342] — Bücher und Schriften: Dürers grüne Passion; Unser Herr im Elend, Christ ist erstanden (Egidius); Christ ist erstanden (Schmid); Gotteswerke und Menschenwege (Fugel-Lippert); Aus deutscher Erde (Müllenhoff); Die Pädagogische Akademie (Becker) [Sp. 343] — Verschiedenes: Der Metropolis-Film; Kleine Mitteilungen [Sp. 344] — Versammlungskalender [Sp. 346] — Briefkasten der Redaktion

Vom ganz gewöhnlichen Leiden

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Matth. 11, 28

Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Matth. 26, 39

Es hat Zeiten gegeben, wo mir das Kirchenjahr völlig gleichgültig war. Für mein Leben und Treiben, für meine Frömmigkeit. (Als Pfarrer kann einem das freilich nicht geschehn.) Und Zeiten, wo mir der Segen des Kirchenjahrs mit heiliger Schwere auf die Seele fiel. Diesmal währte es mir zu lange, bis die Passionszeit kam. Ich konnte es kaum erwarten.

Es ist etwas ganz Überwältigendes, wenn die Gestalt des Gekreuzigten mit neuer Lebendigkeit einem über die Schwelle des Bewußtseins tritt.

Wie sie einen trifft — unendlich verschieden ist das. Aber daß wir einen Heiland haben, der gelitten hat! Wenn uns das aufgeht in seinem unvergleichlichen Wert! Gleichviel, ob er hineintritt in Freude oder in Leid unsers eigenen Daseins.

Wenn in Leid — wie verschieden auch das! Unrecht zu leiden, stellvertretend aus freier Liebe zu leiden gibt er uns die Geduld, die Kraft, nein den Beruf, die Freudigkeit, die Lust und Seligkeit. Stärke geht von ihm aus, Gnade, die in den Schwachen mächtig ist.

Davon haben wir schon geredet. Es gibt auch allerlei andres Leiden. Verschuldetes Leiden zum Beispiel. Davon wird am Karfreitag von den Kanzeln her viel die Rede sein. „Ich hab es selbst verschuldet, was du getragen hast." Davon wollen wir auch noch reden. Aber erst noch ein Wort vom ganz gewöhnlichen Leiden.

Darunter verstehen wir das, was uns im Großen und Kleinen an Widrigem zustößt, ohne daß wir moralisch dafür verantwortlich sind. Weder sind wir „schuld" daran, noch haben wir uns tapfer aus freiem Willen hineinbegeben. „Zufällig" ist es über uns gekommen, sinnlos. Krankheit, Verluste aller Art, Enttäuschungen. Vieles ertragen wir oder stoßen es ab in Kraft unsrer natürlichen Stärke, dazu brauchen wir keinen Heiland, vollends keinen gekreuzigten. Aber es gibt Furchtbares, das im Nu alle natürliche Stärke und Lebensfreude zerstört, und Andres, das die Menschen langsam müde und mürbe macht, bis sie nicht mehr können. Dann geraten sie in „Verzweiflung und andre Schande und Laster". Wo sie aber Christen sind oder Christen zu sein meinten, rufen sie nach einer Theodizee. Gott soll sich rechtfertigen. Man soll Gott rechtfertigen. Wie konnte er so etwas zulassen! „Was hast du nun von deiner Frömmigkeit?" Ja, was hab ich nun von meiner Frömmigkeit?

Da wächst das ganz gewöhnliche Leiden dann riesengroß und wird den Menschen das eigentliche Leiden, an dem alle leiden. Dann liegt das Leben, die Welt, die Zeit grau, schwer um uns her, wertlos, heillos.

In diesen Leibes- und Seelenzustand hinein gibt es keine rettende Hand wie die des gekreuzigten Christus. Er hat uns wirklich nicht nur von unsern Sünden erlöst. Nein auch vom Leiden. Vielleicht so, daß eben das Leiden uns nicht zur Sünde werde. Sondern zu etwas ganz Anderm. Was wie blindes „Schicksal" heidnisch von uns empfunden wurde, wird eine Botschaft, die Gott uns „schickt". Was in seiner Isolierung schlechthin unvernünftig schien, tritt in einen großen Zusammenhang. Einen geheimnisvollen vielleicht. In dem wir noch schwer atmen. Aber wir werden freier. Wir kommen dadurch Gott näher.

Wieso gelingt uns das? Weil in diesem großen Zusammenhang des Leides und Leidens in der Welt Jesus Christus mit drin ist, der Gekreuzigte. „Denn darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden." Hebr. 2, 18. R

Der gedachte und der lebendige Gott

Betrachtungen zu Gogarten: Ich glaube an den dreieinigen Gott

11

Im System, wenn das Wort hier erlaubt ist, hat der Schöpferglaube keinen organischen Platz. Er steht obenan, um sofort wieder im Prinzip aufgehoben zu werden. Ja, das Prinzip, das ihn aufheben muß, wird — ein seltsamer Zirkel — aus ihm selbst abgeleitet. Er muß den Hintergrund abgeben für das Postulat der gottleeren Welt. Die vorangestellte These, daß ein Gott hinter den Dingen stehe, hat also die doppelte Aufgabe zu erfüllen: von vornherein zu sichern, daß eine Offenbarung möglich sei, und ebenso sicher zu stellen, daß sie nur als geglaubte Parodoxie möglich sei.

Hier geht uns nur das Zweite an. Gerade aus dem Schöpferglauben wird gefolgert, daß eine Offenbarung vom Menschen aus undenkbar ist. Es ist bemerkenswert, in welcher Weise hier deduziert wird. Aus dem Begriff des Schöpfers wird ohne Weiteres entnommen, daß das Geschöpf nichts vom Schöpfer wissen könne. Es wird also dieser Begriff wie selbstverständlich mit dem ihm anhaftenden Merkmal der Jenseitigkeit und Ausschließlichkeit gleichgesetzt. Daß dies darin liegt, soll nicht bestritten werden. Aber ganz genau ebenso liegt das andere Merkmal einer organischen Verbindung zwischen Schöpfer und Geschöpf darin ausgedrückt. Es wird also gewaltsam nur das eine Moment herausgehoben, bloß weil dies allein zu dem wahren Ausgangsprinzip des ganzen Gedankenganges paßt, nämlich dem zum logischen Urteil versteiften, zeitgeschichtlich bedingten Pessimismus. Der vorangestellte Schöpfergedanke wird dadurch Schein, Mittel

zum Zweck, aprioriſch zugeſchnitten nach einem vorgefaßten Prinzip. Wer unbefangen an den Schöpfergedanken herantritt, kann nicht überſehen, daß im Schaffen genau ſo gut das immanente Moment des Lebenszuſammenhanges ausgedrückt liegt wie das tranſzendent-kauſale der ausſchließlichen Jenſeitigkeit. Es folgt alſo keineswegs, daß der Menſch gottleer ſein müſſe; ſondern es folgt, daß Welt und Menſchheit, obſchon als Geſchöpf das ganz Andere, dennoch mit den Wurzeln ihres Lebens irgendwie in das Weſen des Schöpfers verhaftet ſind. Wobei es dann freilich vorbei wäre mit der dialektiſchen Paradoxie.

Es iſt alſo feſtzuſtellen, daß nicht nur der vorausgeſetzte Schöpfergedanke an ſich ſelbſt völlig in der Luft ſchwebt, ſondern daß ihm außerdem noch von vornherein eine einſeitig-willkürliche Deutung gegeben wird, um davon das gewünſchte Poſtulat abziehen zu können. So wird letzten Endes das Ziel des geſamten Gedankenganges, nämlich der „geglaubte“ paradoxe Gott, überhaupt nicht erſt entwickelt und erarbeitet, ſondern fix und fertig in den Anfang hinauf behauptet, ſo daß nur noch Analyſe und inhaltliche Auffüllung übrig bleibt.

Aber dies paradoxe Wiſſen ſoll ja Offenbarung ſein! Aber es iſt doch nicht zu überſehen: wenn ein Wiſſen um Gott, von dem ich gar nichts wiſſen kann, dadurch geſichert werden ſoll, daß ihm Offenbarungscharakter zudiktiert wird, ſo heißt dies doch nichts Anderes tun als die erſte Behauptung durch eine zweite ſtützen, richtiger: als die eine Behauptung durch ſich ſelbſt erweiſen wollen; denn der gleiche paradoxe Gott, der ſoeben behauptet wurde, tritt nun — ſeltſamer Kreislauf der Gedanken — als Zeuge für die Wahrheit ſeiner Behauptung auf, als wäre er ſchon erwieſen. Im übrigen wird durch dieſe Rückbeziehung auf Offenbarung der Anſchluß an die reformierte Prädeſtinationstheorie gewonnen. Aber man ſollte nicht verkennen, daß hier ein Anderes daraus wird. Im Prädeſtinationsgedanken liegt an ſich nur die menſchliche Unfreiheit zum Handeln, aber nicht das viel weitergreifende Moment der völligen Gottleere ausgedrückt. Es bleibt denkbar, daß menſchlichem Sein ein angeborener Gottesbeſitz verbleibt. Mehr noch: der Gott der Prädeſtination ſchließt das Selbſthandeln der Menſchen aus, eben weil er das Sein derſelben ganz in das eigene einbezieht. Hier aber wird gerade umgekehrt das Sein des Menſchen aprioriſch vom Schöpfer getrennt geſehen und daher ſein Handeln gegen das göttliche iſoliert. Nicht Allmacht iſt hier der maßgebende Gedanke, ſondern der Gegenſatz zum Diesſeitigen, welcher jede Beziehung ausſchließt. Nur das Trennende wird geſehen und das Verbindende unterſchlagen. Der Gott der Prädeſtination iſt eben, trotz aller Konſequenzmacherei, der in ſeiner Allgenugſamkeit lebendig erfahrene Gott, der der Paradoxie aber iſt die bloße, leere Denkmöglichkeit eines vom Menſchen losgeriſſenen Jenſeitigen an ſich.

Wieſo nun ſollte die Deduktion eines Poſtulats aus einem derart konſtruierten Schöpferbegriff mehr Geltung haben als das ſo leidenſchaftlich verneinte induktive Denken vom Menſchen aus, da doch beides bloß Logik, menſchliche Funktion iſt? Wenn Gogarten gegen die moniſtiſche Vorausſetzung zu Felde zieht, ſo hat er natürlich recht; denn gewiß iſt jene, ſofern ſie nur theoretiſch behauptet wird, bloße Metaphyſik. Im übrigen aber kämpft er mit ſtumpfer Waffe; denn, wenn er ſein Poſtulat aus einem abſtrakten und keineswegs einwandfreien Schöpferbegriff deduziert, ſo ſetzt er eben an die Stelle der moniſtiſchen die dualiſtiſche Vorausſetzung, welche um kein Haar beſſere Metaphyſik iſt.

12

Somit erfährt der Satz vom jenſeitsleeren Menſchen, in Wirklichkeit weltanſchaulich bedingt, im Ganzen dieſer Theologie nur eine gewaltſame und keineswegs verbindliche Begründung. Dazu kommt dann aber als wenig geeignet, ſeine Glaubwürdigkeit zu erhöhen, der widerſprechende Befund menſchlicher Erfahrung hinzu. Wenn Gogarten freilich den Menſchen immer nur als den geſtaltenden zeichnet, ſo iſt es nicht eben ſchwer, ſeine Jenſeitsferne feſtzulegen. Sein Buch verwendet ungemein viel Raum und Pathos darauf, immer wieder das Denken und Erleben des Menſchen als „raffinierteſte Selbſttäuſchung“ zu brandmarken. Nun, daß Gott nicht vom Menſchen konſtruierend einzufangen oder erlebend nachzuzeichnen iſt, iſt eine Binſenwahrheit. Ein Gott, den ſich der Menſch ſelbſt zurecht macht, iſt allerdings kein Gott, ſondern ein Götze. Aber das Alles heißt ja offene Türen einrennen und lohnt den Aufwand gar nicht. Es handelt ſich eben gar nicht allein um den Leben *geſtaltenden* Menſchen. Sondern der Menſch, der ganze in ſeinem raumzeitlichen Soſein, iſt in erſter Linie der Leben *empfangende*. Es fragt ſich alſo, ob nicht etwa in dieſer ihm gegebenen Lebenswirklichkeit ein Jenſeitiges als Faktum da iſt; ob wir den Gott, den wir nie und nimmer *herſtellen* können, etwa *feſtzuſtellen* in der Lage ſind. Und ehe Gogarten nicht dieſe Frage entſchied, durfte er nicht behaupten, daß der *ganze* Menſch gottleer ſei.

Freilich, er entſcheidet ſie ja auch, dieſe Frage. Der ganze Menſch iſt gottleer, weil Gott reine Jenſeitigkeit iſt. Alſo aus einer Theorie heraus entſcheidet er über und gegen die tatſächliche Erfahrung, während wiſſenſchaftliches Denken bisher umgekehrt an der Erfahrung die Theorie zu meſſen pflegte. Aber der lebende Menſch mag noch ſo theoretiſch veranlagt ſein, zuletzt ſucht er doch den Ausſchlag bei der Erfahrung. Das erkennt dieſe Theologie auf eine indirekte Weiſe ſelber an. Denn zuletzt zielt ſie trotz allem doch darauf ab, daß das menſchliche Fragen Antwort erhalte, Gott alſo erfahren werde. Nur daß die Antwort beileibe nicht aus der Frage entſtehen oder erſtehen, ſondern ſozuſagen unorganiſch-metaphyſiſch mit ihr verbunden, als geoffenbarter Jenſeitsinhalt in das leere Gefäß hineingelegt werden ſoll. Immerhin aber wird doch der gedachte Gott durch gedachte Offenbarung verſichert, damit nun der Menſch ſein Fragen beantwortet ſehen, es wagen ſoll, den erfahrenen Gott denkend-wollend zu bejahen. Der jenſeitige Gott muß eben doch zum Menſchen *kommen*, muß ihm, wo nicht direkt, ſo indirekt, Erfahrung werden, ſonſt iſt er für den lebendigen Menſchen nicht da. Als bloßes Denken, ohne daß es in die eigene Erfahrung einmündet, iſt er für die Logik da, aber noch nicht für den Menſchen.

Dies einmal anerkannt, daß hier zuletzt auch auf Erfahrung, wenn auch eine künſtlich hergeſtellte, reflektiert wird, wird man auch das Zweite zugeben müſſen: daß ſolche Erfahrung einen im Menſchen gegebenen Boden, ein Organ der Aufnahme, alſo einen verborgenen Zuſammenhang zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf vorausſetzt. Der Menſch kann die Stimme aus dem Jenſeits, deren Vorhandenſein er theoretiſch ermittelt hat, nicht *hören*, wenn er nicht ein *Ohr* dafür hat. Ja, er würde dieſe Stimme überhaupt nicht theoretiſch zu ermitteln ſuchen, wenn er ſie nicht ſchon vorher, ob auch unbewußt, gehört hätte. Dieſer Gott der Paradoxie konnte nur darum gedacht und behauptet werden, weil ein verborgener Gottesbeſitz den Dialektiker zwang, ihn trotz alles entgegengeſetzten Augenſcheins zu denken und zu behaupten.

Wenn aber die Logik ſchon ſelbſt auf eine gewiſſe Erfahrung Gottes hinweiſt, ſo beweiſt dies, daß in erſter Linie die Erfahrung nach Gott gefragt werden mußte und nicht die Logik. Nicht freilich die Erfahrung der äußeren und inneren Wahrnehmung, des ſetzenden Denkens und nachzeichnenden Erlebens, denn dies alles iſt Geſtalten und nicht Empfangen. Sondern die Erfahrung, aus der alle Geſtaltung erſt erwächſt und die des Menſchen letzte Wirklichkeit iſt: ſeine Exiſtenz. In der Selbſtbeſinnung auf ſein Lebendigſein verfährt der Menſch nicht herſtellend, ſondern feſtſtellend. Wenn Gogarten hier

suchte und wenn er hier etwa das völlig unlogische Wunder eines Jenseitigen im Diesseitigen als menschliche Letztwirklichkeit vorfand, so war die Frage entschieden, so mußte die Logik sich eben beugen und daran erkennen, daß sie nicht Herr über die Wirklichkeit ist, sondern daß Wirklichkeit, wie Gogarten selbst versichert, sich selbst bezeugt. Er verfährt aber gerade umgekehrt, indem er aus der logischen Unmöglichkeit ableitet, daß es eine solche Wirklichkeit nicht geben *darf*, und die tatsächlich gegebene hinwegdeutet.

13

Hier hätte er das Wunder aber in der Tat gefunden, wenn ihm nicht das Auge vor lauter Theorie trübe geworden wäre. Denn es ist unausweichliche Wirklichkeit wie das Menschsein selbst, mit dem es gegeben ist. Des Menschen Letztes ist seine *Existenz*. Dies sollten wir seit Cartesius wissen. Was etwa abgesehen von meinem Menschsein noch da ist, kann ich denken, glauben, hoffen, aber nicht wissen. Es ist vielleicht da, aber es ist für mich, den Lebendigen, nicht da. Wenn Gott Wirklichkeit ist, so muß er in meinem Menschsein zu finden sein, und zwar so, daß er trotzdem der Jenseitige bleibt; denn sonst bliebe er nicht Gott. Mein Menschsein also muß ich fragen. Gogarten fragt wohl die Dinge nach ihrem Selbstsein, nicht aber den Menschen; bei dem fragt er nur dort an, wo er keinerlei Auskunft über Jenseitiges zu erwarten hat, nämlich bei seinem Selbstschaffen. Aber der Mensch ist erst in zweiter Linie Gestalter, in erster Sein und unbedingte Lebenswirklichkeit. Diesen Menschen müßte er fragen, ehe er ihn für gottleer erklärte..

Solches Fragen geschieht in der unmittelbaren Lebensbesinnung, die weder konstruiert noch nachzeichnet, sondern durch alles Gestalten ins Nichtgestaltete, durch alles Lebendige ins Urlebendige hindurchgreift. Sie zeigt ein Unendliches mitten im Endlichen. Ich weiß um meine Existenz, das heißt: ich weiß, daß der unaufhörliche Fluß meines körperlich-geistigen Daseins nur das Gekräusel ist über dem Grunde eines unbedingten Seins in mir, die Gestaltung aus dem Gestaltlosen, das Lebendige aus dem Urlebendigen. Das Leben selbst vollzieht die Synthese, die aller Logik unerreichbar ist; es schweißt das Unbedingte mit dem Bedingten zusammen zur Einheit. Dabei bleibt das Jenseitige jenseitig: nicht bin ich das Unbedingte, sondern ich wurzele im Unbedingten; es ist der Grund, der in sich selber ruht und zu dem ich, solange ich Diesseitswesen bin, niemals gelangen kann. Von Monismus ist hier nicht die Rede. Wiederum aber ist das Jenseitige gelebte Diesseitigkeit: ich erfahre mich, den Körper-Geist-Menschen, als Gestaltung aus dem schöpferischen Urgrund des Jenseitigen; das Jenseitige lebt in dieser meiner Diesseitigkeit, die ich bin. Von Dualismus ist also ebensowenig die Rede.

Das Unbedingte aber, nicht in der Ichbesinnung, sondern in der religiösen Besinnung erfahren, nicht mehr die Wurzel meines Ich allein, sondern der schöpferische Grund aller Gestaltung, ist Gott der Schöpfer. Ihn erfahre ich genau so unmittelbar wie mein ewiges Ich. Er ist das Unbedingt-Jenseitige, das in aller Schöpfung lebt wie in mir. Mein Ichleben ist Spannung zwischen Bedingtem und Unbedingtem; das religiöse Leben ist Spannung zwischen Gott und Mensch. Und wie das Urlebendige durch sein Eingehen in das Ichsein die Fülle der Individuen schafft, so erzeugt es, als Gott erfahren, die unendliche Variation des Gottesbesitzes im Menschen. Nie aber wird die Spannung zum Auseinander; nur die Logik zerrt das Lebendige auseinander, bis sich Diesseits und Jenseits, Mensch und Gott als ausschließende Gegensätze gegenüberstehen. Erfahrener Schöpferglaube darf sich auf das Jenseitswissen in der Existenz berufen, die gedachte Paradoxie des Schöpfers nur auf eine konstruierte Jenseitstheorie. Gott und Mensch sind nicht getrennt und nicht identisch; sie sind beides in Einem: ewig einander fern als Schöpfer und Geschöpf und ewig einander verbunden als die beiden Pole *einer* urlebendigen Wirklichkeit.

Das Unbedingte in mir ist aber auch im Du; sonst wäre es nicht unbedingt. Das sagt die Logik, und das bestätigt die Erfahrung. Denn das Du begegnet mir ohne Weiteres als ein solches, dessen unbedingte Wirklichkeit ich anerkennen muß, obschon das Bild, das sich mein gestaltendes Ich wahrnehmend und einfühlend von diesem Du macht, nur mein eigenes Werk ist. Woher soll ich um solche Wirklichkeit wissen als so, daß das Urlebendige, um das der Andere in seiner Existenz weiß, dem Antwort gibt, das in mir selbst ist? Wohl kann kein Wahrnehmen, Denken und Erleben jemals die Schranken niederlegen zwischen Ich und Du; denn beide sind Gestaltung, und Gestaltung ist nicht das Urwirkliche, sondern seine schöpferische Selbstzerteilung in das Getrennte. Wenn ich aber auch an Mensch und Ding mich blutig stoße, so kann ich doch nie aufhören, mich ihnen verantwortlich zu fühlen, eben weil wir uns beiderseits nicht, wie Gogarten will, als bloß raumzeitliche Erscheinungen begegnen — wäre dem so, gäbe es in der Welt kein anderes Prinzip als das der Raumverdrängung, das ist des Hasses — sondern uns mitten in und trotz dem harten Gegeneinander durch eine verborgene Klammer zu *einer* Wirklichkeit verbunden wissen. Wohl sagt Gogarten mit Recht, daß auch zwei Menschen, die sich lieben, nie ganz zusammenkommen; aber ebenso gewiß ist das Andere, daß sie auch bei dem schmerzlichsten Auseinanderklaffen ihres Soseins nie voneinander loskönnen, eben weil sie sich lieben, will sagen weil sich in ihnen das Wesen zum Wesen gefunden hat. Denn was die Menschen Liebe nennen, ist nur die menschliche Bejahung des Dranges, der das Unbedingte in den Menschen zu sich selber zieht. Daran, daß er nicht imstande ist, die Liebe in der Welt und also die auf ihr ruhende Gemeinschaft der Geister zu erklären, müßte Gogarten erkennen, daß seine isolierte Raumzeitlichkeit eine Konstruktion ist, hervorgerufen allein durch die Diktatur des dualistischen Prinzips; aber er zieht es vor, dem Prinzip zu folgen und das Beste in der Welt zu entwerten.

14

Darum gibt es für Gogarten in Wahrheit auch keine *Geschichte*. Soviel er von lebendiger Geschichte spricht, gerade er nimmt ihr das Leben und ersetzt es durch ein behauptetes Scheinleben. Lebendige Geschichte ist ihm das Bekenntnis zum raumzeitlichen Sosein der Dinge als Gegenwart im Gegensatz zum Verharren bei ihrem Gewordensein aus Vergangenem. Aber wenn er mit Recht einen toten Historismus bekämpft, so ist darum noch nicht seine Raumzeitlichkeit ein Lebendiges. Es ist nur das Scheinleben des isolierten Jetztpunktes, der von dem voraufgehenden und nächstfolgenden nichts weiß. So wird die Geschichte ein Gemenge von Begebenheiten, die sich hart im Raum und in der Zeit stoßen. Das Einzelne lebt, aber nicht das Ganze. Erst der Schöpferglaube soll wieder ein Gesamtleben hineinlegen; aber dies bleibt ein gedachtes, weil der Schöpfer ein gedachter ist. Und erst die Offenbarung soll dann den Sinn des Gesamtlebens als die Erfüllung des Schöpfergedankens enthüllen; aber diese Offenbarung tritt aus dem von Anfang an für verschlossen erklärten Jenseits in die gottleere Raumzeitlichkeit ein als ein behauptetes Mirakel. Es bleibt für seine Glaubwürdigkeit nur die Berufung auf den Schöpferglauben; aber der ist selber nur eine bloße paradoxe Denkmöglichkeit. Diese Offenbarung kann die Geschichte nicht mit Leben erfüllen, denn sie ist nur ein totes Denkgebilde, ein behauptetes Dennoch. Nichts bleibt, das Dennoch zu stützen, als das quia absurdum. Aber nicht darum glaubt Abraham — um hier an das beliebte Bild Kierkegaards anzuknüpfen, auf dessen Schultern diese ganze Theologie steht — an die Rettung Isaaks, weil es paradox ist, dies

im Augenblick der höchsten Gefahr noch zu glauben, sondern weil die lebendige Wirklichkeit seiner Gotterfahrung ihn zwingt, das im Augenblick Paradoxe zu glauben.

Die Erfahrung eines Verbindenden in der Geschichte ist aber auch lebendige Wirklichkeit und nicht durch eine dualistische Theorie aus der Welt zu schaffen. Das Unbedingte, um das ich selber in meiner Existenz weiß, erfahre ich unmittelbar auch als den Lebensgrund der Mitkreatur. Tritt sie mir lebend entgegen, so ist diese Erfahrung ohne Weiteres da. Begegnet sie mir aus Dokumenten einer vergangenen Zeit oder kann ich die lebende um des Raumes willen nur in der abbildenden Deutung erreichen, so muß ich erst durch die fremde Deutung zu der ursprünglichen Raumzeitlichkeit hindurchdringen, was in der geschichtlichen Forschung geschieht, und jetzt, wo mir die Gestaltung begegnet, wie sie im Leben war, ist auch die Erfahrung des Verbundenseins da. Nicht entsteht sie erst durch meine Deutung aus dem Eigenen, wie Gogarten will, sondern umgekehrt, weil das gemeinsame Leben schon da war, trieb es mich, die fremde Gestaltung zu erforschen, und weil ich unter der Erforschung des Raumzeitlichen den Lebenszusammenhang immer deutlicher spüre, muß ich nun aus der verborgenen Verbundenheit heraus die fremde Gestaltung mir zu deuten suchen. Geschichte als Geschehen ist nicht ein Gemenge isolierter Raumzeitpunkte — dazu entleert sie erst die dualistische Theorie — sondern die Selbstentfaltung eines Urlebendigen zu raumzeitlicher Gestaltung; denn daß dies das Leben ist, weiß jeder Einzelne mit absoluter Sicherheit, sobald er sich auf sein eigenes Leben besinnt.

Darum kann Geschichte als Forschung nur dies Doppelte sein: zuerst die Herstellung der Gestaltung zu ihrer ursprünglichen Raumzeitlichkeit und sodann die Deutung der Gestaltung aus dem kraft eigener Wesensverbundenheit erfahrenen Wesen. Durch das Erstere wird nicht, wie Gogarten will, ein Lebendiges getötet, sondern gerade das Scheinleben dokumentarischer Vieldeutigkeit zu lebendiger Eindeutigkeit geweckt. Und das Zweite heißt nicht ein Neues und Eigenes in die Geschichte legen, wodurch die Raumzeitlichkeit entwertet und das Überzeitlich-Jenseitige doch nicht erreicht würde, sondern gerade das Ursprünglich-Unbedingte aus dem Faktum erheben, die Raumzeitlichkeit mit ihrem eigenen Leben erfüllen und aus ihm heraus deuten. Diese Deutung hat mit der rationalistischen Metaphysik, die Gogarten bekämpft, nicht das Geringste zu tun; denn sie setzt sich nicht gleich mit dem Urwirklichen, sondern versucht nur seine Selbstentfaltung zu der besonderen Gestaltung als ein unerkennbares, aber wirkliches Wunder in seinen Spuren aufzuzeigen, um aus diesen Spuren wieder zurückzuleiten in das Urwirkliche, das Jeder nur auf seine Weise erfahren kann. Sie konstruiert nicht überzeitliche Wahrheiten, die sich zwischen Raumzeitlichkeit und Jenseitiges drängen, sondern schafft Symbole, in denen sich der Strom des Zeitlosen durch die Geschichte spiegelt. Sie ist die Deutung, zu der uns das Lebendige selber zwingt, weil es sich uns in der Selbstbesinnung als schöpferische Gestaltung unserer eigenen Ichwirklichkeit deutet, ist die lebensnotwendige Übertragung der gelebten Ichdeutung auf das Nichtich in der Geschichte.

15

Nur durch die Arbeit des Historikers aber wird die Geschichte zu dem Gebiet, auf dem sich Mensch und Gott begegnen, nicht dadurch, daß die Geschichte zunächst zur leeren Wüste gemacht und dann durch einen gedachten Gott hinter der Szene mit Scheinleben gefüllt wird. Ein behaupteter Gott begegnet auch in der Geschichte nur dem Denken, aber nicht dem Menschen. Dem lebendigen Gott aber, den ich in mir trage, begegne ich in der Geschichte auf Schritt und Tritt, weil jede Kreatur ihn in sich trägt, aber jede anders. Aber freilich muß ich die fremde Gestaltung erst kennen, ehe Gott aus ihr zu mir sprechen kann. Bei Gogarten wird das unnötig. Ihm ist die Gestaltung an sich gottleer und tot. Gott bedient sich des toten Werkzeugs, wenn er will, und wir haben abzuwarten, wo in der Geschichte etwas tönend für uns wird, und uns dann zu entscheiden. Dann ist freilich exakte Forschung nicht erforderlich; Scheinfaktum und wirkliches Faktum ist beides gleich gut und schlecht, Gott kann auch in das Verzerrte und Vieldeutige einen lebendigen Gegenwartssinn legen. Aber dann ist auch diese gesamte Welt nichts als ein totes Steingeröll, das Begegnen mit der Geschichte nichts als ein beständiges Auslugen nach dem Mirakel, der erfahrene Gott nichts als eine behauptete Paradoxie.

Lasse ich mich aber durch den lebendigen Gott in mir zu dem in der Geschichte führen, sollen Welt und Geschehen mir Sprache des Schöpfers werden, ohne daß ich erst ein Mirakel zur Hilfe rufen müßte, so muß ich zuerst die geschichtliche Erscheinung in ihrer beseelten Wirklichkeit vor mir haben, ehe ich Gottes Stimme aus ihr hören kann; denn aus meinem Ichsein weiß ich, daß Gott nur aus dem ganzen Menschen spricht und daß ich also den ganzen und wirklichen, geschichtlichen Menschen vor mir haben muß, um durch ihn bis zu dem Gott vorzudringen, der in ihm ist. Der Historiker erweckt das Geschichtliche zu seinem Leben, und nun, da es lebendig geworden ist, vermag ich, der gottsuchende Mensch, zu hören, was es mir von Gott zu sagen hat. Nun begegnet das Ich dem Du und spürt es, ob dieses tiefer und reicher in Gott wurzelt oder nicht, und das irdischere Sein beugt sich vor dem jenseitigeren, das schwächere Gottleben befruchtet sich am stärkeren.

Dies geschieht zunächst unmittelbar dadurch, daß mein Menschsein von dem stärkeren, gotterfüllteren einen neuen Anstoß zur Richtungnahme seiner Lebensgestaltung auf das Göttliche empfängt. Sodann aber auf eine vermittelte und indirekte Weise dadurch, daß ich bewußtermaßen die Linien zu erkennen suche, die aus dem innerlichst gespürten Wesen des Anderen in sein geschichtliches Sosein und wieder zurück aus diesem in jenes leiten, und diese Linien zu Richtwegen, Idealen, Gesetzen für mich und die suchende Menschheit erhebe.

Das sind dann übergeschichtliche Wahrheiten, Deutungen der Geschichte, aber nicht aus meinem Denken, sondern aus dem gemeinsamen Leben in mir und dem Geschichtlichen, und diese Deutungen stehen nicht trennend zwischen dem Raumzeitlichen und Jenseitigen, sondern schließen gerade das Getrennte zur Wirklichkeit zusammen, die es im Grunde ist. Sie bringen einen Zusammenhang in die Geschichte, aber dieser ist nur das tastende Formen eines als lebendige Letztwirklichkeit gelebten Zusammenhangs. Und nicht will die Form das Wirkliche selber sein, sondern das Wirkliche ist in der Form, und diese ist der Wegweiser zum Wirklichen, das sich allein im Menschen selber bezeugen kann. Aus dem Ewigen in uns suchen wir die Spuren des Ewigen in Welt und Geschichte und halten sie fest, um uns an ihnen jederzeit zum Ewigen zurückzufinden. Solche Deutung ist die Würde der Menschheit.

Allzu schnell urteilt Gogarten über den deutschen Idealismus als „raffiniertefte Selbsttäuschung" ab; wieviel größer ist die Selbsttäuschung, die da glaubt, das quellende Leben sinnlos und tot nennen und uns dafür mit dem Scheinleben eines gedachten Jenseitshintergrundes abspeisen zu dürfen! Wie wenig versteht er einen Eucken oder einen Troeltsch! Als ob bei diesen allen die metaphysische Theorie das Wesentliche wäre! Sondern dies ist es, daß sie Propheten des unerschütterlichen Glaubens an den Menschen waren und also an die Geschichte. Und ist die Diktatur des Dualismus etwas Anderes als Metaphysik? Nur: diese Metaphysik ist die Dehnung pessimistischer Zeitbestimmtheit zu einem logischen Gesetz, jene aber das unausweichliche Bemühen des lebendigen Men-

schen, seine gelebte Wirklichkeit denkend in der Geschichte wiederzufinden. Und: diese gibt uns einen gedachten Gott außerhalb des Menschen, jene den lebendigen Gott im Menschen. Und endlich: diese, indem sie Gott zur Welt hinzubehauptet, nachdem sie ihn eben aus der Welt vertrieben, ist doch nur die Bestätigung von jener, denn sie würde Gott nicht behaupten, wenn sie nicht sein geheimes Leben in Welt und Mensch vorher gespürt hätte.

(Schluß folgt)

Kiel Wilhelm Bruhn

Das neue Eheideal

Zu dem Ehebuch des Grafen Keyserling

4. Der Eheleute Weg zu Gott

In ihrem ganzen herzbeklemmenden Druck hat sich uns die heutige Problematik der Geschlechterfrage aufs Gewissen gelegt. Es ist nicht nur im naturhaft-pathologischen Sinne eine Krisis; es ist ein Gericht, das mit der Ehenot sich an unsrer Gesellschaft, unsern abendländischen Völkern vollzieht. Wenn die „führenden Zeitgenossen" sich so problematisch, so ratlos, wie wir's vernommen, über die menschliche Grundgemeinschaft aussprechen, dann drängt's zur Entscheidung. Es ist die Frage um Leben und Tod unsers Volkes. Die ganze Ehefrage mit dem einen ihrer beiden peinlichen Kernpunkte, dem Problem der Freude oder Nichtfreude am Kinde *), ist nichts Anderes als die Entscheidungsfrage an die Einzelnen, an das Volk: Wollt ihr leben? Habt ihr noch wirklichen Willen zum Leben, dann müßt ihr euch jetzt besinnen auf den Lebensgrund. Aus der Unnatur der Lebensabsage heraus zurück zur Natur, zum Ursprung des Lebens, zu Gott. Das gilt's, und nichts Geringeres. Und wenn wir tiefer in die schwermütigen Melodien der Ehebuchs-Symphonie hineinhorchten, dann vernahmen wir letztlich allenthalben den Schrei nach festem Land, den Schrei nach Gott. Überall lesen wir zwischen den Zeilen das Bekenntnis, das der Moderne und ihrem Bildungsstolz so unendlich sauer wird, das Bekennntis von dem völligen Fiasko unsrer Kultur gerade in den lebenswichtigsten Angelegenheiten. Überall die Sehnsucht, aus den heillosen Zuständen und gesellschaftlichen Verderbnissen herauszukommen, jenes Sehnen, das so fein in Joseph Bernharts Satz zum Ausdruck gelangt, den wir an die Spitze unsrer Studie stellten, dem Satz von der Ehe als der „Stätte des menschlichen Übertritts von der Natur in Übernatur, in ein Bereich von gänzlich anderer Beschaffenheit und innerer Ordnung".

Auf dieses ganz andere Reich der Übernatur weist uns die große Ehenot mit zwingendem Nachdruck hin. Das Gericht mußte sich erst so furchtbar auswirken, damit wir es endlich ernst mit der Sache, ernst mit dem Lebendigen, mit Gott nähmen, der uns gerade aus dem Gesichtspunkt der Ehe Besonderes zu sagen hat. Wenn irgendwo, so läßt es sich an der Ehefrage mit Händen greifen, wie unser Volk aus seiner allgemeinen Zerrüttung nur dann wieder emportauchen kann, wenn es den Weg zum Leben, den Weg zu Gott zurückfindet. An dem Alltäglichsten und Elementarsten soll es das lernen, an der Ehe. Der Eheleute Weg ist, recht verstanden, ein ganz gerader Weg zu Gott.

Das naturalistische Zeitalter, sahen wir, wollte auch die Ehe nur aus ihrer Naturbestimmtheit heraus verstehen. Es hat aus solcher Naturgegebenheit bleibend Wertvolles herausgeholt, Vieles, was zur lebendigen Darstellung der Ehe wesentlich gehört. Aber in dem Maße, als es diese Linie bis zum Ende verfolgte, kam auch deren Abwegigkeit immer deutlicher zutage.

*) Den anderen Punkt, die Not der unverheirateten Frau, den Rückgang der Eheschließungen aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen, können wir hier nicht erörtern.

Richtig war der Ansatz. Die Eheschließenden folgen einem Naturzwange; sie gehorsamen der ihnen eingepflanzten leiblich-seelischen Nötigung. Man übersah nur, daß dieser Naturtrieb etwas weit Höheres bedeutet als den Gattungsinstinkt, der es auf Erhaltung der Art anlegt. Die Heraushebung und einseitige Betonung des „biologischen Interesses" ist nur dann am Platze, wenn man die biologische Tendenz in dem weit umfassenden Sinne Spencers verstehen will, der schließlich die gesamte geistige und kulturelle Entwicklung darunter begreift. Dann aber wäre die Abgrenzung des biologischen Moments von dem seelischen und erotischen Faktor verfehlt, auf die doch die moderne „Philosophie des Eros" so großes Gewicht legt. Die Sonderung des Zusammengehörigen führt allemal in schwere Irrtümer. Auch die Frommen sollten sich mit der Begründung der Ehe nicht vorzugsweise auf des Schöpfers Gebot „Seid fruchtbar und mehret euch" stützen und nicht daraufhin die Fortpflanzung für den maßgebenden Zweck der Ehe erklären, wenn sie nicht eine Beschränkung auf die naturalistisch-biologische Wertung der Ehe sich nachsagen lassen wollen. Jedenfalls ist es falsch, die Ehe maßgebend unter den Gesichtspunkt der Fortpflanzung zu stellen, so groß auch das Gewicht ist, das diesem Teilziele zukommt. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen" — dies Motiv war doch auch nach dem Schöpfungsmythus das erste.

Richtunggebend hat schon Luther beide Gesichtspunkte aufs beste zusammengefaßt, indem er beides, das naturhafte und das geistige Prinzip unmittelbar auf Gottes Ordnung zurückführt. „Es muß, soll und will doch nicht anders sein. Die Gedanken aus dem Sinn und fröhlich hinan! Euer Leib fordert's und darf's (bedarf es), Gott will's und zwingt." In solcher Stimmung also läßt er sich durch das unmittelbare Empfinden des Gewaltigen und Mächtigen, das überall in der Natur offenbar wird, leiten, indem er in ihm den göttlichen Lebensodem verspürt, wie Reinhold Seeberg hierzu sagt. Aber zur eigenen Eheschließung sah er sich nicht durch naturhafte Nötigung, sondern durch frommen Gehorsam geführt. Es ist anerkanntermaßen das Achten auf Gottes Ordnung gewesen, was ihn aus seiner mönchischen Erziehung und Zölibat-Gewöhnung herauswachsen, den ehelosen Stand der Priester als unheilig verwerfen, ihn plötzlich alle Bedenken bei Seite setzen und zur Ehe schreiten ließ. Er heiratet, weil er sich noch vor seinem Ende, das er bald auf dem Scheiterhaufen erwarten zu müssen glaubt, in dem Ehestande finden lassen will, den er „von Gott gefordert erachtet". Er heiratet also, dieweil er gerade als Reformator dem allgemein Menschlichen und Natürlichen als der Gottesordnung sich nicht entziehen kann und darf, weil er darin den Weg Gottes sieht und den Weg zu Gott betritt. Luthers vielberufene Heirat war geradezu eine Krönung seines Reformationswerkes. Er begegnete auf diesem Wege seinem Gott in zweierlei Weise. Indem er in die Ehe trat, ward er gleich wie ein anderer Mensch, gab auch dem letzten Rest von selbsterwählter Heiligkeit und Verdienstlichkeit praktisch den Todesstoß, stieg vom hohen Kothurn der Übernatur und Askese herab und erfüllte demütig die Bestimmung und den Alltagsberuf des anspruchslosen Menschen- und Gotteskindes. Und wie er so im Gehorsam Gott näher kam durch die Eheschließung, so stand er vor Gott in der Ehe führung. Als Ehemann war er davon überzeugt, Gottes Geschäfte zu verrichten, wenn er sich den niedrigsten Hilfsdiensten unterzog, „Frau pflegen, Windeln waschen und Stank riechen", wie er es köstlich und schalkhaft den hochmütigen Heiligen gegenüber beschreibt.

Was Luther so in Naivität empfunden und geübt hat, die Erfassung des Göttlichen im Natürlichen, Alltäglichen, das sucht Schleiermacher bewußt in ein philosophisch-christliches System zu bringen. Aus dem Ge-

sichtspunkt des untrennbaren Zusammenhangs des Leiblich-Natürlichen und des Geistigen unternimmt er es, die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit zu behaupten. Diese Untrennbarkeit ist ihm das Mysterium, das Göttliche an der Liebe. „Nichts Göttliches kann aber ohne Entweihung in seine Elemente von Geist und Leib, Willkür und Natur zerlegt werden." „Sie wissen ja doch von Leib und Geist und der Identität beider, und das ist doch das ganze Geheimnis." Höher hinauf greift er dann später in seinen klassischen Ehestandspredigten, wo er zeigt, wie „in der christlichen Ehe ein Irdisches und ein Himmlisches" zusammengehören, „welches eins ist", und wie sich in ihr eine Ungleichheit offenbart, die sich wieder in die vollkommenste Gleichheit auflöst". Zwei werden ein Fleisch, d. h. ein Lebendiges, und als ein wahrhaft gemeinsam Lebendiges („Organismus" sagen wir) muß sich die Ehe in jeder Beziehung beweisen, kann dies aber nur durch „die wahrhaft einsmachende Liebe" in der Ähnlichkeit mit dem Verhältnis Christi zu der Gemeine. Wesenhaftes, geisterfülltes Leben tritt nur auf diese Weise in Wirksamkeit, „daß Einer den Andern heilige und sich von ihm heiligen lasse". Und umgekehrt „kann dieses Himmlische" in der Ehegemeinschaft „nicht sein ohne jenes Irdische, nicht ohne die innigste Gemeinschaft der Freuden und Leiden, der Sorgen und Werke dieser Welt".

Wenn also der Reformator sich in kindlich-demütigem Gehorsam der Naturordnung als dem Schöpferwillen unterstellt und somit gerade durch den Ehebund sich mit Gott doppelt innig verbunden weiß, zeigt der theologische Führer des Protestantismus, wie das Begehen des naturgegebenen Weges der Ehe durch die volle leiblich-geistige Einung von Mann und Frau sich in der Vereinigung und dauernden Gemeinschaft mit Gott vollendet. Das bedeutet, der natürliche Pfad der Ehe, zu Ende gegangen, mündet in Gott; die Ehe ist der rechte Weg zu Gott. Was Jesu Ehrung des Schöpfers in seiner empfänglichen Aufgeschlossenheit für die Natur, insbesondere in den geisterfüllten Naturgleichnissen schon deutlich machte, das kommt hier zum bewußtesten Ausdruck: Die gesamte sichtbare Natur ist eine große Offenbarung des unsichtbaren Gottes; alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, ein Transparent des dahinterstehenden Ewigen und umgekehrt: Alles Sinnlich-Elementare ist auf die Durchdringung vom Geist angelegt, alles Naturhafte soll verklärt, verwandelt werden. Diese Transsubstantiation des Sinnlichen ins Übersinnliche ist der letzte Sinn und Zweck des Geschichtsprozesses.

Nun ist freilich Eins zu bedenken. Der geniale Entwurf Schleiermachers bindet die Gegensätze in höchst lichtvoller Weise und bahnt den Weg zur Lösung der Verwicklungen, zur letzten Einheit, durch den Hinweis „auf die wahrhaft einsmachende Liebe". Aber man darf sich doch diesem schimmernden Netz leicht beieinander wohnender Gedanken nicht ganz vorbehaltlos anvertrauen, wenn man nicht schließlich sich in einem leeren logischen Schematismus verfangen will. „Einsmachende Liebe" ist kein eindeutiger Begriff. Geschlechtsliebe hat allerdings eine gewaltige einende Kraft; die Natur zwingt die Liebenden zusammen. Aber die vom Naturtrieb entzündete Liebe hat keine Verheißung der Dauer. Sie kann also nicht zu einer wesentlichen Einung führen. Das stark betonte Herrnwort von den Zweien, die „Ein Fleisch" sein werden, der Urgeschichte entlehnt und vom Epheserbrief nachdrücklich wieder aufgenommen, zielt auf eine weit umfassendere Einheit als auf die natürlich-biologische. Ein Fleisch, Ein Lebendiges, Ein Wesen, wie Schleiermacher erklärt; also nicht nur ein Akt, sondern Darstellung einer Lebensgemeinschaft, einer Gemeinschaft, die sich in der steten Überwindung und Bindung der Gegensätzlichkeiten immer wieder neu bewährt. Diese Gemeinschaft mithin, so müssen wir Schleiermachers Ansatz weiter führen, vollzieht sich nicht nach Art eines Naturprozesses in notwendiger Entwicklung, sondern durch Entscheidungen, Brüche und Kämpfe hindurch. Die Liebe, die diese Entscheidungen leitet, ist nicht Natürlichkeit, sondern Geistesmacht.

Von Gott sind die Eheleute zusammengefügt zur Einheit des Fleisches, zu einem nur durch den Tod aufzulösenden Lebensganzen, zur leiblich-seelischen Gütergemeinschaft. Die Ehe ist ein Gefüge Gottes, untersteht in besonderer Weise dem weitschauenden Walten Gottes als Grundform all der Bindungen, in denen der Mensch seinen Zusammenschluß mit dem Nächsten sucht, in denen er die gegenseitige Abhängigkeit und Förderung von Mensch zu Mensch erlebt, und zwar in der Ehe zunächst mit naturhafter Lustbetonung. Hiervon ist nun gesagt „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden" — ganz allgemein, den Einzelfall in sich begreifend. Der Menschen Selbstigkeit hat es stets mit Scheidung, Sonderung, Auflösung zu tun; Gottes Wille und Walten geht auf Einung und Zusammenwirken. Auch das Leiblich-Geistige geht geeint von Gott aus, wird gesondert und zersetzt in dem Betrachten und Tun des Menschen und findet sich dann, seiner ersten Bestimmung entsprechend, auf dem Wege zum Ursprung zurück wieder zusammen. Gott ist das Einheitsziel und die Einheitskraft für alles Zusammengehörige; er ist der letzte Zusammenschluß alles Lebendigen — Alles in Allen. Das wird im Bilde der Ehe offenbar.

Aber es muß eben durch die Sonderung und Spannung hindurchgehen. In der Ehe sind zwei Wesensverschiedenheiten zusammengesetzt, die als solche gar nicht eins sein, nicht eins werden können. Ein „tragisches bipolares Spannungsverhältnis", wie wir hörten. Niemals werden Eheleute zu dem lückenlosen gegenseitigen Verstehen, zu der Einheit gelangen, die von der Liebe gefordert wird. Diese Polarität aber ist eine Bedingung des Lebens; in ihr erst ist die schöpferische Kraft gegeben, die den Eheleuten ihre Anteilnahme an dem Wirken des Schöpfers als seinen Werkzeugen gewährleistet. Physisch versteht sich diese Austauschbeziehung der Gatten zur Weckung neuen Lebens von selbst. Geistig ist sie von nicht minderer Bedeutung. Die gegenseitige geistige Befruchtung ist eine Erscheinung von unabsehbarer Tragweite. Und eben dazu bedarf es der relativen Selbständigkeit, der Ebenbürtigkeit beider Partner. Die volle Gemeinschaft der Geschlechter selbst kommt nicht dadurch zustande, daß eins dem andern unbedingt nachgibt, daß der eine Teil in dem andern aufzugehen sucht, sondern nur durch ein Aneinanderwachsen und Ineinanderfügen der beiden Persönlichkeiten mit ihrer männlichen und weiblichen Eigenart, die als solche sich dauernd geltend machen und eben dadurch in der wechselseitigen Hilfe und Ergänzung einander fördern und steigern. Die Ehe und Familie stellt ja die Haus- und Urgemeine dar, den Leib, dessen Leben der Apostel so wundervoll kennzeichnet, wie ein Glied am andern hanget durch alle Gelenke, wodurch eins dem andern Handreichung tut, jedes nach seiner Anlage und Bestimmung, und machet, daß der Leib wächset zu seinem eignen Aufbau in Liebe (Kol. 2, 19; Eph. 4, 16).

Die eheliche Liebe greift also über ihren nächsten naturhaften Sinn, über das Zeichen der leidenschaftlichen Zuneigung und den lebenweckenden Eros weit hinaus. In dem schöpferischen Einswerden zweier lebensvoller Verschiedenheiten, dem Austausch zweier Pole, entspringt neues Leben; aber das Lebensganze, der „Leib" der beiderseitigen Gemeinschaft, baut sich nur auf durch die Kraft einer geistdurchdrungenen Liebe. Der Ehebund bedeutet das Aufeinanderangewiesensein, das Nichtohneeinanderlebenkönnen, das hingebende Aneinanderhaften in der Liebe. Diese Liebe fließt nicht aus natürlichen Quellen; sie weist über sich hinaus auf „den hohen Jesusnamen, in dem der Liebe Quell entspringt". Die Ehe ist

die Grund- und Übungsschule der Liebe, des Einandertragens, des Aneinanderglaubens, Füreinanderhoffens und Duldens. Sie ist die naturhaft-sinnliche Institution, in der die geistigste, überirdische Kunst und Kraft der Liebe gelernt wird; gelernt wird nicht ohne Mitwirkung jener natürlichen Sinnenfreude aneinander.

Die Gemeinschaft der Ehe, sagen wir weiter, besteht durch Ordnung und Unterordnung in der Liebe (Eph. 5, 22). Nur eine Herrschaft und Gewalt regiert in ihr, die Macht der Liebe mit Hingabe, Verzicht und Opfer; nur ein Gehorsam, das Horchen auf den Wunsch und das Bedürfnis des Andern, das Verstehen wollen von des Anderen Meinung. So bildet die Ehe in dieser innigen Lebensverbindung und gegenseitigen Abhängigkeit einen Organismus, einen Leib, dessen Glieder in Wechselwirkung miteinander stehen und nur in Wechselwirkung gedeihen können. Und eben damit stellt die Ehe das Vorbild und Abbild des Bundes Christi mit der Gemeine dar, „das große Geheimnis" (Eph. 5, 32).

Das Geheimnis der Gemeindebildung lag nach dem Zusammenhang dieses tiefsinnigen Vergleiches in dem Vorgang, daß Christus die Gemeine liebte, also durch Liebe zum Leben weckte, indem er sich selbst für sie gab, auf daß er sie heiligte (Eph. 5, 25 f.). Und eben dies ist auch das Geheimnis der Ehe. Sie hat einen schöpferischen, lebenweckenden Beruf und soll das Werkzeug zur „neuen Schöpfung" darstellen. Denn nicht bloß wieder vergehendes Leben soll sie hervorbringen, wie die Natur im ewigen Kreislauf es tut. Der Weg zum Leben geht allemal durchs Sterben hindurch, durch das Opfer, ohne das kein neues Leben möglich wird. Liebe ist Leben, weil sie zunächst Sterben ist, Sichselbstaufgeben, in dem Andern sich verlieren. In allem Niedersten der Liebe, allem Sichhingeben, Genießen, Verschmelzen, in dem bewußtlosen Rausch der Geschlechtsliebe haben wir schon deutliche Verheißungen und Ansätze alles Höchsten: der Lösung und Erlösung vom eigenen Ich, der Versenkung in eine überlegene Macht — eben statt an sich selbst zu denken „ins Meer der Liebe sich versenken" — der Befreiung vom Eigenen durch Hingabe an die Liebe, das heißt doch Hingabe an Gott, Einung mit Gott. Ja, wir dürfen wohl sagen: Wo Zuneigung und Liebe ist, wenn auch zunächst nur in ihrer elementaren, naturhaften Form, da ist wirklich auch Gott, der Vater alles Lebendigen. Und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm (1. Joh. 4, 16).

Nur daß die Hingabe der Liebe eine Christus-ähnliche, ein heiligendes Sichhingeben werde: wie das ja auch Schleiermacher schon ausdrücklich hervor hob. Das ethische Moment gehört ganz unmittelbar zu jeder reinen Geschlechtsliebe. Die naiv Liebenden spüren ja beide ein lebhaftes Ergänzungsbedürfnis; Jedes will durch das Andere erst ein ganzer Mensch, ein ganzer Mann, eine rechte Frau werden. Im Schwung der Liebe schaut Jedes zum Anderen hinauf, möchte sich von dem Andern emporziehen lassen, möchte durch ihn besser werden. Je größer aber die Liebe ist, um so stärker empfindet sie es, wieviel sie dem Andern noch schuldig bleibt. Sie wird sich immer des Mangels an vollkommener Einfühlung, an der Fähigkeit, sich in den Andern ganz hineinzuversetzen, anzuklagen haben. Sie wird stets Leid tragen über irgendwelche Entzweiung, ein Nebeneinanderhergehen, statt des rechten und rückhaltlosen Mit- und Füreinanders, statt der unbedingten Eintracht. Überall jene Spannungen, von denen wir schon sprachen, unvermeidbar gegeben durch das Zusammenwirken zweier in sich eigenartiger, relativ selbständiger Persönlichkeiten, die das beliebte Wort „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag" nur als ein Ideal, und vielleicht nicht einmal ein ganz erstrebenswertes, anzusehen haben. Die Verschiedenheit oder gar Gegensätzlichkeit ausgereifter Temperamente und Charaktere bildet an und für sich ein schlechthin unüberwindbares Hindernis für eine rundseitige, vollgültige Einung. Und dazu kommen dann all die täglichen, stündlichen Anlässe der Verstimmung und Entzweiung aus den äußeren Umständen, aus den Familiennöten, Sorgen wirtschaftlicher und erziehlicher Art! Gerade diese Nöte und Sorgen sollten gewiß gemeinsam bestanden und gemeistert werden und werden es auch in weitem Maße. Aber für ein feiner fühlendes Einheitsbedürfnis bleibt doch noch mehr als zu viel dahinten! Und gerade im Blick auf die gemeinsame Frucht der Liebe, auf die Kinder, ist es für gewissenhafte Eltern ein besonderer Schmerz, daß diese doch nur zu oft den Mangel an durchgehender Übereinstimmung von Vater und Mutter zu spüren bekommen. Die Eltern leiden um so mehr unter diesem beschämenden Bewußtsein, je weniger sie sich den schädlichen Einfluß verbergen können, den diese Spannungen auf die zarten Kindesseelen haben müssen.

Also je höher die Eheleute sittlich stehen, um so tragischer wird dieser Zustand. Tragisch waren die Ehen vieler unserer Besten; tragisch die Ehe eines August Hermann Francke, bei der schließlich Friedrich Wilhelm I. mit seinem bevormundenden Königswillen eingriff; tragisch die Ehe unseres Schleiermacher selbst, wenn auch ohne jede Schuld; tragisch die des großen Ethikers Carlyle; und die beiden Ehen Zinzendorfs? — um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Je mehr dann der Christ innerlich wächst, um so mehr wird dann das Auge geöffnet für das, was da sein sollte, und das innere Ohr wird wie das musikalisch sich verfeinernde Gehör immer empfindlicher für jeden Mißklang, für jede Nichtübereinstimmung.

In der Ehe erfährt der Mensch sein gänzliches Unvermögen, aus eigenem guten Willen und emsigen Bemühen den Anderen wahrhaft glücklich zu machen. Das ist eine sehr demütigende und eben darum sehr heilsame Lektion für christliche Eheleute. Wohl kann der Christ ja schon für sich allein lernen, daß der Mensch sich nichts nehmen kann, es werde ihm denn gegeben vom Himmel (Joh. 3, 22); aber er erlebt es doch noch viel wirksamer, wenn er es gemeinsam mit einer nächststehenden geliebten Seele lernen muß, wenn er es gerade an dem Umgang mit ihr, der auf völligen Einklang zielt, immer aufs neue erfährt, wie wenig wir dazu von uns aus tun, wie wir so ganz und gar nicht diese Harmonie herbeizwingen können; wie wir immer bei dem Andern in Schuld bleiben müssen.

Und dies ist nun das Große und Grundlegende, was wir als Eheleute zu lernen haben: dieser täglichen Schuld können wir nur Herr werden durch tägliche Vergebung. Ja, wir können miteinander nur zurecht kommen, können überhaupt Gemeinschaft nur erhalten durch stete Vergebungsbereitschaft. Alle Gemeinschaft lebt ja geradezu von solcher unausgesetzten Vergebungsbereitschaft und vertieft sich in ihr. Sie wird jedesmal und sofort gesprengt, sobald die Vergebung aussetzt. Diese vergebende Liebe braucht dabei durchaus nicht blind zu sein, nicht alles in dem Andern schön und liebenswürdig zu finden. Dadurch würde man ja den Andern nicht fördern, sondern ihn in seinem selbstischen Wesen verfestigen. Aber in der Ehe hilft Eines dem Anderen, indem es diese Schuldlast des Andern willig und wirklich mit trägt, je selbstverständlicher, unbemerkter, um so besser. Kurzum, die rechte Ehe ist eine einzige große Schule der Vergebung. In Selbstentäußerung und Selbstbehauptung vollzieht und steigert sich die Gemeinschaft; Hingebung und Vergebung ist das tiefe Geheimnis sowohl wie die Kraft der Liebe.

Vergebung ist ja auch in noch viel umfassenderem Sinne das Geheimnis der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen und der Menschen mit Gott. An dem Orte also auf Erden, wo am besten Vergebung gelernt und geübt

wird, wird der Weg in den Himmel gebahnt, der Weg zu Gott beschritten. Ein solcher Ort ist die Ehe. Die Kraft dieser Vergebung ist unermeßlich; denn sie ist göttliche Kraft und göttliche Wirkung. Sie baut goldene Brücken nicht nur zum gegebenenfalls nötigen Rückzug, sondern auch zum Vordringen in neue Horizonte der Liebesgemeinschaft. Sie verbindet beide Teile nicht nur untereinander, sondern auch unmittelbar mit Gott, dieweil sie eben von dem gnädigen Gott stammt. Es ist die rechte eigentliche Barmherzigkeit und Huld des Vaters selbst, die der Vergebende seinem Weggenossen zuwendet. Da wird Eines dem Andern zum Priester, zum Mittler, zum „Christus", wie Luther sagt. So „heiligt" Eines das Andere, wird „seines Leibes Heiland" (Eph. 5, 23).

Neue Gemeinschaftsbildung auf Grund einer christlich vertieften Ehe gilt es. Wir werden uns mit unserer gesamten Volksgemeinschaft nur dann wieder erheben und retten können, wenn die Eheleute sich mit dem Bewußtsein durchdringen, daß es Gottes Macht selbst ist, zunächst seine Naturmacht, die ihre Herzen zusammenfügt, sie in Liebe verbindet, sie ausstattet zur gegenseitig fördernden Gütergemeinschaft, sie befähigt und treibt zum schöpferischen Austausch. Eros wird verklärt in Agape, wird „aufgehoben" in der Liebe, die erst Leben im Vollsinne schafft. Man darf es wohl bedauern, daß unser Neues Testament uns in diesem wichtigen Punkt — ich meine das Verhältnis von Eros und Agape — fast völlig im Stich läßt. Aber die Ehe des Propheten Hosea zeigt in einem überwältigend tiefen Bilde, welchen zentralen Sinn Gott in die Eheordnung gelegt hat. Der Prophet vergibt seinem ehebrecherischen treulosen Weibe auf Gottes Befehl und erneuert die Gemeinschaft mit ihr und bildet damit die unbegreifliche, alles übersteigende Liebe und Treue Gottes ab — das wunderbarste Paradigma von der Eheleute Weg zu Gott. Ja, das Geheimnis ist groß.

Halle Gustav von Rohden

Die ursprüngliche Fassung der Sixtinischen Madonna Raffaels

1

Die erste Kunde von Raffaels Sixtinischer Madonna findet sich in Vasaris „Vite de' più escellenti pittori, scultori ed architetti" von 1550; die Angabe wird in der zweiten Auflage von 1568 wiederholt. Darnach hat Raffael das Bild für den Hochaltar der Schwarzen Mönche von San Sisto in Piacenza gemalt; es zeigt die Madonna mit San Sisto und Santa Barbara. Die Beschreibung ist unvollständig; weder das Christuskind noch die Putten noch der abschließende Vorhang sind aufgeführt. Offenbar lag das gar nicht in der Absicht Vasaris, es kam ihm nur darauf an, den Hauptgegenstand zu kennzeichnen. In den nächsten zweihundert Jahren wird das Gemälde nur selten erwähnt; sein Ruf scheint damals über Piacenza und seine Umgebung nicht weit hinausgedrungen zu sein. Auch als August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, ein Sammler italienischer Gemälde, die Sixtina im Jahr 1754 für seine Dresdener Galerie erwarb, änderte sich daran zunächst nicht viel. Kein Dresdener Intelligenzblatt nahm von der Ankunft des hohen Gastes Kenntnis; es war nur eine Hofangelegenheit. Winckelmanns Lobpreis, der erste, der den kostbaren Schatz am neuen Orte verherrlichte, blieb ohne Widerhall. Erst um 1800, als Klassizismus und Romantik die Wege bereitet hatten und der Stern Raffaels wieder emporstieg, umleuchtete ein neuer unerhörter Glanz auch die Sixtinische Madonna; bald ward sie das berühmteste Gemälde der Welt. Dichter verkündeten ihren Ruhm, Philosophen spekulierten über ihre Geheimnisse, Schönheitsdurstige wallfahrteten wie Gläubige zu ihr, das Bild wirkte wie ein religiöses Symbol und war zugleich von einem wundervollen romantischen Zauber umsponnen.

Die Hochschätzung hat sich das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch erhalten, und man darf vermuten, daß sie auch die zeitweilige Entthronung Raffaels durch Greco überdauern wird. Eine reiche Literatur, in der der anfängliche romantische Überschwang durch ernste wissenschaftliche Forschung gezügelt worden ist, hat sich um das Bild angesammelt. Und dabei ergab sich kein Anlaß, an der eigenhändigen Arbeit Raffaels zu zweifeln. Die Entstehungszeit wurde von der fortschreitenden Forschung richtig statt wie zuerst um 1518—19 vielmehr um 1515 angesetzt; die Formverwandtschaft mit den Malereien der zweiten Stanze, der Stanza d'Eliodoro, mit der Donna Velata, mit der „Heiligen Cäcilie", auf der die Dame mit dem Schleier in der Heiligen Magdalena wiederzuerkennen ist, nötigt zu der Annahme, daß die Sixtinische Madonna eher vor dem Jahr 1515 geschaffen worden ist. Mit diesem Zeitpunkt stimmt auch der Verfasser der neuesten Schrift über die Sixtinische Madonna, Moritz Stübel[1]), überein, der das Verdienst hat, auf Grund neuentdeckter Urkunden die Geschichte der Erwerbung des Gemäldes durch August III. zum ersten Male vollständig beschrieben zu haben.

Aber unser Kunsthistoriker hat sich eine größere Aufgabe gesetzt. Er will nachweisen, daß wir von der eigenhändigen Arbeit Raffaels nur noch ein Bruchstück besitzen, ein Nachweis, der, wenn er gelingt, zwar keine völlige Umwertung unserer bisherigen Vorstellungen bedeutet, aber das Werk des Vorzugs beraubt, weiterhin noch neben Leonardos „Abendmahl" als Meisterkomposition der Hochrenaissance zu gelten. Stübel hat die Entdeckung gemacht, daß die Sixtinische Madonna ursprünglich kein Kirchenbild, sondern ein Hausandachtsbild war, und daß an Stelle der Heiligen Sixtus und Barbara ursprünglich der Auftraggeber, Papst Julius II. und seine Lieblingsnepotin Leonora, vom Hause der Gonzaga, die Herzogin von Urbino, dargestellt gewesen seien. Er stützt sich für diese Ansicht auf die briefliche Bemerkung eines früheren sächsischen Kammerherrn, des in Piacenza lebenden Grafen Selvatico, vom 26. März 1753, daß man dort den Heiligen als Papst Julius II. und die Heilige neben ihm als dessen Nepotin bezeichne. Der Name dieser Nepotin ist nicht genannt; Stübel mußte ihn erst erschließen. Er sieht in dieser Nachricht eine alte Überlieferung.

Das Dunkel, das über der Entstehungsgeschichte der Sixtina liegt, ist bisher nicht aufgehellt worden. Doch hat man sich schon vordem darüber gewundert, daß Raffael auf der Höhe seiner Tätigkeit ein Altarbild für ein entlegenes Kloster eigenhändig ausgeführt habe. Unbedeutend war freilich weder die Stadt Piacenza noch das Kloster von San Sisto daselbst, eine alte und begüterte Benediktinerabtei, die erst unter dem Druck von Schulden sich zur Veräußerung ihres wertvollsten Kunstbesitzes entschloß. Unser Kunsthistoriker klärt auch dieses Dunkel auf. Der Besteller war Julius II., das Bild war für die Gemächer des Vatikans oder wahrscheinlicher für die Palastkapelle in Urbino bestimmt, daher die für ein Hausandachtsbild ungewöhnlichen Maße. Daß der Stifter mit Angehörigen sich auf Andachtsbildern, selbst auf kirchlichen, im Bildnis verewigen ließ, entsprach einer verbreiteten Gewohnheit der Zeit. Der Papst erscheint hier nicht als geistliches Oberhaupt der Christenheit, sondern als frommer Christ, als Adorant, mit seiner Nepotin vor der Madonna. Der Augenschein lehrt, daß die zahlreichen Bildnisse Julius des Zweiten, fast ausschließlich von Raf-

[1]) Raffaels Sixtinische Madonna. Aus alten bisher unbekannten Quellen. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung 1926. Mit elf Abbildungen. Für die Werke Raffaels sei auf den ersten Band der „Klassiker der Kunst", Raffael, (Deutsche Verlagsanstalt) hingewiesen.

faels Hand, mit dem Bild des Heiligen Sixtus übereinstimmen, und zum weiteren Beweis ist wie auf dem Dekretalenfresko des Vatikans, dem Papstbild der Messe von Bolsena, dem Juliusporträt des Palazzo Pitti, das Wappen der Rovere angedeutet, das sich der Oheim Julius' II., Sixtus IV., angeeignet hat, seitdem er die arme Fischerfamilie, aus der er stammte, mit dem alten Adelsgeschlecht della Rovere aus eigener Vollmacht in Zusammenhang gebracht hatte. Es ist ein Eichbaum — rovere heißt Steineiche —, der bald als solcher verwandt bald durch Eichenzweige und Eichelmotive angedeutet wird; das Eichelmotiv ist zweimal auf dem Pluviale in der Nähe der Tiara, das Wappen selbst auf der Stola des Heiligen Sixtus zu sehen, auch die Spitze der Tiara ist eine Eichel. Beglaubigte Jugendbildnisse Leonoras gibt es freilich nicht, aber der Verfasser versteht sie doch zu ermitteln und kommt auch hier zu der Gleichung zwischen Leonora und Heiliger Barbara. Und nun ergibt sich ein sicherer Anhalt für die Entstehungszeit des Gemäldes. Im Oktober 1510 beschloß Julius II., als er von den Franzosen bedrängt war, sich den Bart wachsen zu lassen, bis er den König von Frankreich aus Italien verjagt habe. Am 20. Februar 1513 ist er gestorben. Vor 1513, spätestens in dieses Jahr, fällt die Entstehung des Gemäldes.

Aber wie ist aus dem Hausandachtsbild ein Kirchenbild geworden? Als Julius II. starb, wird das Bild noch unvollendet oder noch nicht abgenommen gewesen sein. Weder der Nachfolger noch die Erben kümmerten sich darum. Kein Herrscher wird rascher vergessen als ein Papst, und wie wenig dankbar gegen den Toten die Rovere sich erwiesen, zeigt die Tragödie von Michelangelos Juliusgrabmal.

Das Bild wird sich in Raffaels Nachlaß vorgefunden haben, und als es dann durch irgendwelche Vermittlung an die Mönche von San Sisto überging, wurde es von der Hand eines Schülers zum Kirchenbild zurechtgemacht. Der vorher irdische Schauplatz wurde durch den Wolkengrund in einen visionär himmlischen verwandelt, aus Julius II. wurde mit einigen verallgemeinernden Strichen der Papstmärtyrer und Klosterpatron Sixtus II. und aus der Herzogin von Urbino die Stadtpatronin von Piacenza Santa Barbara, die nun auch ihr Engelsgefolge erhalten. Aus dem Wolkenkranz hinter der Madonna lugen Engelsköpfchen in dichtem Gedränge, die beiden Engel des Vordergrundes wiederholen nur raffaelische Vorbilder. Daß Barbara ihr Turmabzeichen erst nachträglich erhalten hat, ist aus der unkünstlerischen Art der Einfügung zu erkennen. Noch später ist der Vorhang hinzugefügt worden. Er ist eine barocke Zutat; bei Werken der Renaissance ist der seitlich abschließende Vorhang durchaus ungewöhnlich.

Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Chor der Kirche von San Sisto erneuert wurde, erhielt die Abschlußwand zu beiden Seiten der Sixtina hohe Randfenster mit runden Oberfenstern, die nach Gestalt und Lichtspende auf das Hochaltarbild berechnet waren. Dieses selbst, als wäre es ein drittes Fenster, wurde mit einem gemalten Vorhang ausgestattet, von gleicher Farbe und Länge, wie sie die Quervorhänge der wirklichen Fenster aufwiesen, eine jener absichtlichen Täuschungen des Barock, der der Meinung huldigte, daß in der Kunst der Schein alles sei.

So sinkt das so lange verherrlichte Gesamtbild in Trümmer. Die Erkenntnis der Wahrheit wird mit starker Ernüchterung erkauft, die nicht tröstlicher wird durch das, was der Verfasser über den schlechten Erhaltungszustand des Gemäldes und verfehlte Wiederherstellungsarbeiten zu sagen hat. Einzig Maria mit dem Kinde läßt noch etwas ahnen von Raffaels Urschöpfung, über die fremde Hände und Zeiten umgestaltend hingegangen sind, sie, die mit Recht dem Bilde den Namen gegeben hat, die Vielen nicht nur die Krone der Madonnen Raffaels, ja der Renaissance überhaupt, sondern auch ein Gestaltwerden des Übernatürlichen, Himmlischen bedeutet hat.

2

Wird die neue Erklärung das letzte Wort über die Sixtinische Madonna sein? Es empfiehlt sich, ehe wir die Hauptfrage stellen, die Methode unseres Erklärers genauer ins Auge zu fassen. Beginnen wir mit den stilkritischen Fragen und setzen wir bei den beiden Engelkindern ein, die die Komposition am unteren Rande abschließen. Sie sollen eine Wiederholung sein aus der Madonna von Foligno und aus dem Sibyllenfresko die Chigikapelle in Santa Maria della Pace in Rom. Und zwar soll der Engelknabe des Sibyllenfreskos nicht vom Original, sondern von einem Stich Mark Antons übernommen sein, weil der Knabe sich hier abweichend vom Original, aber übereinstimmend mit der Sixtina auf den linken Arm stützt. Merkwürdig ist, daß der „Ergänzer" dem Stecher überlegen und Raffael mindestens ebenbürtig ist. Das wohlige Puttendasein, gemischt mit einer gewissen Nachdenklichkeit — es sind ja doch Himmelskinder — läßt sich kaum überzeugender und reizvoller wiedergeben, so daß die Bewunderung, die den Engelknaben der Sixtina bisher gezollt wurde, durchaus gerechtfertigt ist. Der Unterscheidung und Besonderung der Putten aber sind durch die Natur des Gegenstandes enge Grenzen gesetzt. Daher wäre es Raffaels nicht unwürdig, auch wenn die Beiden Geschwister früherer raffaelischer Gebilde wären. Tatsächlich ist dies nicht einmal der Fall, sie überbieten ihre vermeintlichen Vorbilder.

Vom unteren wenden wir uns zum oberen Rande, zu dem Abschluß durch den Vorhang. Und hier läßt sich der Verfasser auf einem offenbaren Irrtum betreten. Der zweiteilige Vorhang ist auch die Renaissance hindurch in Gebrauch geblieben. Jacopo della Quercia hat ihn über der Madonna mit dem Kinde auf seinem Marmoraltar in San Frediano zu Lucca [2]), er ist umbrische Tradition, Raffaels Vater Giovanni Santi, verwendet ihn in ähnlichem Sinn [3]), Verrocchio über Maria mit Kind und Engeln [4]). Auch in der nordischen Malerei findet man ihn wieder, schließlich in interessanter Wandlung bei einer Marienkrönung Hans Burgkmairs [5]), wo Engel mit der Befestigung des Vorhangs beschäftigt sind. Man hat also allmählich nicht mehr die Unbefangenheit, den Vorhang ohne eigentlichen Halt in die Luft zu hängen. Zugleich kann man hier bemerken, wie sehr die phantastischen Bildarchitekturen der Zeit demselben Zwecke dienen. Und in der Grabmalsplastik hat sich der doppelseitige Vorhang, bei den Älteren von Engeln auseinandergeschlagen, die ganze Zeit hindurch gehalten. Im Aufbau der Sixtinischen Madonna hat er seine künstlerische Funktion: erst durch diese Abblendung wird erreicht, daß die Madonna vom Licht umwogt wird. Wer an dem visionären Charakter des Werkes festhält, wird auch durch die Faltenbildung des Vorhangs und durch den Umstand, daß sein Herabgleiten hinter der Heiligen Barbara nicht ganz verdeutlicht ist — es ist dies nicht die einzige Flüchtigkeit im Bilde — nicht befremdet. Es ist Kunst des Unwirklichen.

Kommen wir nun zu den Heiligengestalten selbst, so erwartet man eine Untersuchung darüber, ob bei den beiden assistierenden Heiligen die Adorantengeberde wahrzunehmen ist. Gerade für die Deutung des Verfassers ist diese Frage nicht unwichtig. Er begnügt sich aber zu sagen, daß der Papst seine Nepotin und

[2]) Abbildung z. B. bei Woermann, Geschichte der Kunst [2] 4, Tafel 24.
[3]) National Gallery, London.
[4]) Ebenda. Abbildung bei H. Mackowsky, Verrocchio (Künstler-Monographien) S. 86.
[5]) Heidrich, Die altdeutsche Malerei, Jena, Diederichs. Abbildung 168.

ihr Haus der Madonna empfiehlt und sie selbst mit geneigtem Haupt die himmlische Gnade für sich und ihre Zukunft empfängt. Welche Geberde sehen wir? Die erhobene rechte Hand des Papstes ist völlig verzeichnet, sie hat sechs Finger und der Daumen steht an unmöglicher Stelle; das spricht nicht gerade für ein Bildnis Julius II. Immerhin ist klar, daß der von der eigenen Person wegweisende Zeigefinger nicht zur Geberde des Adoranten, sondern zu der des Fürsprechers gehört. Julius II. „als frommer Christ" hatte doch wohl auch für sich selbst etwas von der Mutter Gottes zu erbitten. Der Blick der heiligen Barbara aber geht in die Tiefe, als suchte er dort unsichtbare Menschen. Und wie die Linke graziös das Schleierende herabzieht, ist es wieder nicht die Adorantengeberde, sondern die Huldigung einer Himmlischen vor dem Göttlichen.

Der Verfasser unterläßt es billiger Weise nicht, zu sagen, wie das Gemälde in seiner ursprünglichen Fassung etwa zu denken ist, nachdem er den gesamten Wolkengrund, den Vorhang und die abschließende Engelgruppe als spätere Zutaten ausgeschieden und die nimbierten Stadtheiligen von Piacenza trotz der angeblichen Verallgemeinerung der Gesichtszüge in die beiden anbetenden Rovere zurückverwandelt hat. Er stellt den Aufbau in der Art der Madonna unter dem Baldachin her. Der Schauplatz für die Anbetung lebender Menschen kann nur die Erde sein, wahrscheinlich ein Stufenbau; auf einer tieferen Stufe steht der Papst, auf einer höheren kniet die Herzogin. Aber was soll dann der leichte, schwebende Schritt der Madonna, die die nur für sie gebaute Wolkenstraße herabwandelt? Unmittelbar vor den Stufen müßte er jäh und hart abgebrochen zum Stillstand kommen. Und wie soll man die Behauptung verstehen, daß die Augen der Madonna wie die des Christuskinds mit mildem Ernste auf den beiden Anbetenden ruhen? Das Gegenteil ist richtig. Diese Augen gehen über sie hinweg in unbekannte Fernen; der Blick strömt aus in ungemessene Weite und kehrt in sich selbst zurück, dieser wundersame Blick, in dem das Überirdische aufglänzt, das Göttliche geheimnisvoll sich ankündigt, der einst Schopenhauer zu den schönen Versen über den Christusknaben der Sixtina begeistert hat.

Aber nicht nur gegen das stilkritische, auch gegen das historische Verfahren des Verfassers erheben sich Bedenken. Der Wortlaut jener Briefstelle aus Piacenza [6]), die den Hauptanstoß zu dem Buche gegeben hat, besagt nicht, daß man dort von der Umwandlung eines Hausandachtsbildes in ein Kirchenbild gewußt, sondern nur, daß man in Julius II. und seiner Nepotin die Urbilder der beiden Heiligengestalten gesehen habe. Ebensowenig ist darin von einer alten Überlieferung die Rede, die sich in Piacenza erhalten habe; es ist eine Deutung, von der man nicht weiß, wann sie aufgekommen ist und worauf sie beruht.

Und weiter: die Geschichte, die uns der Verfasser vom Schicksal des Bildes nach Julius' II. Tode erzählt, ist nichts als Vermutung; keinerlei Tatsache liegt ihr zu Grunde. Da geht es nicht an, sie durch den Hinweis auf die Tragödie von Michelangelos Juliusgrabmal zu stützen. Unleugbar trägt Michelangelo an den Mißhelligkeiten mit den Rovere-Erben ein gut Teil Schuld und der Hergang ist zu verwickelt, als daß er mit einem kurzen Satz zum Erweis herangezogen werden könnte. Daß aber Raffael auf dem vatikanischen Fresko der Begegnung Leos I. mit Attila dem Papste die Züge des neuen Herrn, Leos X., verliehen hat, ist für den Hofmaler in einer Wahlmonarchie gegeben und hat mit der Geschichte der Sixtina nichts zu tun.

[6]) quadro rappresentante in tela la Beata Vergine, un Santo Pontefice, che si dice Giulio secondo, ed una Santa, che pure si dice Nipote d'esso Pontefice, con due angiolini ai piedi di essa Vergine.

Das Ergebnis dieser Voruntersuchung ist: der Verfasser neigt zu raschen Schlüssen, er geht bei entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht bis auf den Grund, er arbeitet mit Vermutungen, ohne zu bedenken, daß das Ignoramus des Historikers docta ignorantia [7]) sein kann. Und was für einen Kunsthistoriker besonders ins Gewicht fällt: über dem Streben, von allem überkommenen Urteil sich frei zu machen, ist die Inspiration durch das Kunstwerk selbst von ihm gewichen.

Aber ist es wenigstens möglich, daß Julius II. und seine Nepotin die Urbilder der beiden assistierenden Heiligen sind? Denn die Meinung, daß jene Beiden erst nachträglich in Heilige verwandelt worden sind, läßt sich schon nicht mehr ernsthaft verhandeln. Dagegen würde eine Verbildlichung lebender Menschen unter der Maske von Heiligen der Sitte der Zeit nicht widersprechen, wenn sie auch in diesem Fall höchst unwahrscheinlich ist. Wenn eine Ähnlichkeit zwischen Julius II. und dem Papst der Sixtina besteht, ist es auffallend, daß diese bisher so gar nicht bemerkt worden ist. Auch der Verfasser ist erst durch jenen Hinweis aus Piacenza darauf aufmerksam geworden. Das Bildnis Julius II. gehört zu den bekanntesten und markantesten der Renaissance. Raffael hat diesen Papst wiederholt porträtiert: wenn man es hieher ziehen will, in der Person Gregors IX. auf der Verleihung der Dekretalen in der Camera della Segnatura, in der Stanza d'Eliodoro und in der Messe von Bolsena, außerdem in den Bildnissen der Uffizien und des Palazzo Pitti in Florenz. Die Grundlage des Vergleichs ist abgesehen davon, daß das Bild nach dem Verfasser mehrfach übergangen sein soll, sehr schmal. Kennzeichnend für Julius II. ist die breite Stirn und der energievolle, herrische Mund. Infolge des Haarkranzes kommt gerade bei Sixtus II. die Stirn nicht zur Entfaltung und der Mund ist vom Bart bedeckt. Mag auch irgendwoher ein Porträtzug Eingang gefunden haben, im Ganzen unterscheidet sich dieser heilige Papst von Raffaels greisen bärtigen Heiligen nur dadurch, daß er nach dem Petrustypus gebildet ist. Die dekorative Verwendung des Roverewappens — neben sonstigem vegetabilischem und figürlichem Schmuck — kann für sich nichts beweisen. Sucht man überhaupt nach einer Gedankenverbindung, so mag man sich erinnern, daß Sixtus IV., der erste Rovere auf dem Papstthron, den Namen des heiligen Papstmärtyrers trug, der während der Valerianischen Verfolgung in den Katakomben ergriffen und am 6. August 258 hingerichtet worden war. Beglaubigte Jugendbildnisse der Herzogin Leonora kennt auch der Verfasser nicht; ob die Bella Tizians auf sie gedeutet werden darf, steht dahin. Aber mag immerhin der Verfasser sich für berechtigt halten, die „Venus aus Urbino" und das „Mädchen mit dem Pelz" auf die Herzogin zu beziehen, die Barbara der Sixtina ist eine so allgemein gehaltene, typische Heilige Raffaels, daß nach einem Urbild zu fragen hier überhaupt nicht am Platz ist. Der Verfasser fühlt auch selbst, daß seine Beweisführung an dieser Stelle noch schwächer ist als bei Sixtus II. Die von ihm angestrebte Gleichung mußte mißlingen.

Eine entscheidende Probe auf die Richtigkeit seiner Behauptungen bildet die Untersuchung des Originals. Und zwar ist es vergebliche Mühe, all den älteren Urteilen und Nachrichten nachzugehen, die der Verfasser gesammelt hat. Sie geben kein einheitliches Bild, widersprechen einander und sind größtenteils auf ihren Wert nicht mehr nachzuprüfen. Das Gemälde kann nicht verleugnen, daß vier Jahrhunderte an ihm vorübergezogen sind. Zweihundert Jahre hing es ohne sachkundige Pflege unter Kerzenqualm und Weihrauchdunst in der Kirche von San Sisto; auch in der Dresdener Galerie

[7]) Gelehrte Unwissenheit.

erlitt es wiederholte Unbilden und eine eingehende Ausbesserung durch den Italiener Palmaroli. Zuletzt hat Hans Posse aus Anlaß seiner Schrift über die Sixtinische Madonna [8]) das Original ohne Glas und Rahmen genau untersucht. Er findet den Erhaltungszustand des Bildes in Anbetracht seines hohen Alters ungewöhnlich gut.

Er hat aber auch Wahrnehmungen gemacht, die zu den Konstruktionen Stübels in unüberbrückbarem Widerspruch stehen. Nach ihm ist die Malerei in ihrer ganzen Ausdehnung gleichzeitig entstanden, der Farbenkörper durchaus einheitlich, das Malverfahren einschließlich der unteren Engelgruppe und des Vorhangs übereinstimmend. Eine frühere Malerei müßte im Relief sichtbar werden, dies ist aber nicht der Fall. Besonders gut ist die Papstfigur erhalten, die nach Stübel oft und stark übergangen sein soll. Der Wolkengrund ist ursprünglich; „unter dem Zipfel des herabhängenden päpstlichen Mantels sieht man zum Beispiel, über den Wolkengrund gemalt, einige Pentimentstriche der schön gezeichneten Tiara". Diese eichelgekrönte Tiara rechnet aber auch Stübel zum ursprünglichen Bestand. Damit fällt sein künstlicher Aufbau in sich zusammen. „Denn der Papst und die Herzogin waren lebende, irdische Personen, und der Platz im Himmel wurde in der damaligen Kunst nur der Gottheit und der Madonna, nur ganz selten Heiligen und niemals irdischen Menschen zugewiesen" sagt der Verfasser selbst.

Und wie die Beschaffenheit der Malerei [9]), so entscheidet auch die Komposition gegen die Stübelsche Konstruktion. Wesentliche Elemente derselben sind schon in Raffaels Madonna von Foligno enthalten: die Madonna von einem Rundbogen eingerahmt, thronend im Kreisausschnitt einer Engelwolke über wallendem Gewölk, die assistierenden und fürbittenden Heiligen, zum unteren Abschluß ein Engelknabe mit der Inschrifttafel, jener, der auf der Sixtina kopiert sein soll. Nur ist das Werk noch nicht zu voller Freiheit gelangt, diese ist erst in der Sixtina erreicht. Es ist die in Handlung umgesetzte und dadurch künstlerisch gesteigerte sacra conversazione. Maria ist von dem statuarischen Sitz unter der heiligen Gesellschaft auf dem luftigen Wolkenthron entrückt, das schweigende Beisammensein zur Unterredung geworden.

Das ist keine Eigentümlichkeit Raffaels, dieses Bildmotiv entsprach der Seelenstimmung der Zeit. Raffael hat es, wenn man von der im Bibeltext begründeten Vision Ezechiels absieht, in seiner „Disputa", in der „Heiligen Cäcilie", in der Sixtina, in der „Verklärung" verwirklicht. Die religiöse Wurzel liegt in dem betrachtenden Gebet, in der mystischen Kontemplation. Fra Bartolomeo läßt denn auch schon die Himmelskönigin auf engelumsäumtem Wolkenthron zu den untenstehenden Heiligen niederschweben. Schon vorher wurde in der Unterkirche von Assisi das Thema ähnlich behandelt, Maria schwebt zu dem im Gebet verzückten Franziskus herab. Verwandter Auffassung begegnen wir auch jenseits der Alpen. Der Visionscharakter der Sixtina reiht sich also ohne Weiteres der Kunstbewegung der Zeit ein. Er ist so stark, daß die Kunstmittel, mit denen er erzielt wird, erst langsam in das Bewußtsein treten. Man fragt zunächst gar nicht, wie der Vorhang in diese Region kommt oder welche gedankliche Bedeutung etwa die untere Engelgruppe hat. Ganz ohne Beziehung sind aber auch diese Motive nicht. Zwar hat der Verfasser gewiß Recht, wenn er es ablehnt, daß der Vorhang Unendlichkeit und Endlichkeit scheide. Das ist eine Redensart, die deutlich verrät, daß ihr Urheber der Gefühlswelt jener Übergangszeit fremd gegenübersteht. Heilige und Selige sind der Endlichkeit entrückt. Aber auch der Himmel gliedert sich in Sphären: unter dem Geleite dichter Engelscharen tritt Maria aus der innersten Sphäre, um die Anliegen der heiligen Fürsprecher entgegenzunehmen. Die gedankliche Beziehung der Engelgruppe beruht auf dem Gegensatz, in dem das sorglose Himmelsdasein dieser geflügelten Knaben zu dem ahnungsvoll schweren, erlösungswilligen Blick des Christuskindes steht. Ohne daß die Sphäre, aus der Maria kommt, von der andern, in die sie eintritt, unterschieden wird, ist die ganze Komposition gar nicht möglich. Denn nur der Wolkenhintergrund macht den Wind begreiflich, der den Mantel der Maria und das Pluviale des knieend in die Wolken eingesunkenen Papstes bläht und in den eben dadurch unregelmäßigen Falten des Vorhangs spielt. Dieses Kunstmittel dient zugleich dazu, durch das Ausschwingen des Mantels das Gewicht der Heiligen Barbara zu verstärken, die der mächtigen, in der Tiefe auch noch vermöge der Tiara widerstehenden Papstgestalt sonst niemals gewachsen wäre. Daß der Vorhang auf ihrer Seite weiter ausladet, kommt ihr gleichfalls zu Statten, und auch das Attribut, der Turm, wird zu gleichem Zweck in die Lücke geschoben. Dies ist die „künstlerische" Absicht bei der Behandlung des Attributs und entspricht ganz der sonstigen Gewohnheit Raffaels, diese äußerlichen Zugaben für den Bildeindruck so viel als möglich zu neutralisieren. So wenig wie der Löwe des Hieronymus auf der Madonna von Foligno ist der Turm der Barbara erst nachträglich eingefügt.

So erweist sich der Aufbau der Sixtina als ein wohlerwogenes Ganzes, aus dem kein Stein herausgenommen werden kann, ohne daß der Bau ins Wanken gerät. Denkt man sich den Vorhang weg, so sinkt die Mittelachse ein, die Madonna wird nicht mehr ins Licht gehoben; scheidet man den Wolkengrund aus, so sind die Bewegungskurven der Gewänder ohne Sinn; streicht man aber die Engelgruppe, so verliert die gesamte Komposition ihren Halt. Die Komposition ist in der Tiefendiagonale angelegt; das linke Ende ist so stark belastet, daß es schlechterdings unmöglich ist, dem Urheber der Stanzenfresken zuzumuten, er habe hier kein Gegengewicht geschaffen. Das ist auch wohlbedacht von Anfang an geschehen. Das Puttenpaar ist leicht nach rechts geschoben, der größere Putto der Mittelachse am nächsten gerückt und genötigt, gegen die Gewohnheit sich auf den linken Arm zu stützen. Der Kleinere erfüllt seine Bestimmung dadurch, daß er beide Flügel ausbreitet. In feinster Abgewogenheit, ohne jedes zudringliche Mittel ist das Gleichgewicht hergestellt. Kein Stufenbau könnte hier etwas nützen; auf der einen Seite überflutet, wäre er auf der andern kahl und leer. Der braune Streifen am Rande endlich verträgt keine gedankliche Ausdeutung; er ist ein rein bildmäßiger Abschluß, an den das Gewoge der Wolkenstraße anbrandet.

Wer den Raum, in dem die Sixtina in einsamer Würde die Generationen an sich vorüber ziehen läßt, betritt, und sich auf der Ruhebank niederläßt, um sich in das seit vier Jahrhunderten erprobte Kunstwerk zu versenken, kann dies tun in der Zuversicht, daß er Raffaels Werk in seiner ursprünglichen Fassung vor Augen hat.

Marburg Rudolf Günther

[8]) Berlin und Dresden 1922. Vgl. Zeitschrift für Bildende Kunst, E. A. Seemann 1926/27 Heft 10.

[9]) Der Verfasser erkennt diesen Befund nicht an. (Zeitschrift für Bildende Kunst 1926/27, Heft 12.) Er appelliert an ein mikrophotographisches und mikrochemisches Verfahren, sowie an Röntgendurchleuchtung. Zur Aufstellung seiner Hypothese hat er diese Verfahren nicht benötigt, dagegen scheinen sie ihm zu ihrer Widerlegung erforderlich.

Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend

5. Leipzig (1.—5. Semester 1879—81)

Daß Hans als Soldat angenommen würde, stand ziemlich fest; wie es mit Fritz werden würde, war die Hauptfrage, als beide Brüder mit unserer Mutter Ostern 1879 nach Leipzig fuhren. Aber schon die Erregung und das Herumstehen bei der Einkleidung am Stellungstage hatte

Fritz so angegriffen, daß er über Nacht durch Asthmaanfälle wach gehalten wurde. Bald überzeugte sich auch der erst etwas skeptische Militärarzt, daß er die Strapazen der militärischen Übungen nicht aushalten könnte. So kam er frei, während Hans dem 107. Infanterie-Regiment einverleibt wurde. Zum ersten Male trennten sich die Wege der Brüder. Sie wohnten aber noch zusammen, zuerst bei den Großeltern, später in eigener Wohnung im „roten Kolleg", im Hofe des spätern Konviktgebäudes.

Der junge Student stellt sich nun den Professoren Kahnis, Luthardt und Schmidt vor und ist überrascht, mit welcher Zuvorkommenheit und Freundlichkeit er aufgenommen wird. „Wenn ich Kahnis nicht dreimal gebeten hätte, sich nicht zu bemühen, er wäre bis zur Treppe mitgegangen. Das kommt nach der Kälte der Meißener Professoren mir ganz wunderbar vor." Es kommt ihm zum freudigen Bewußtsein, daß die Schülerzeit nun endgültig vorbei ist. Außerdem ist es der Kreis der Theologie-Professoren, mit dem Großvater Ahlfeld in Freundschaft verbunden steht, und die den Enkel gern unter ihren Zuhörern sehen. Bei Kahnis belegte er Kirchengeschichte. „Die Kirchengeschichte von Kahnis muß jeden ansprechen" schreibt er nach den ersten Vorlesungen. „In präziser kräftiger Form gibt er ein sehr anschauliches Bild von allem, was er darstellt." Kahnis repräsentierte keine wissenschaftliche Größe, aber er verstand es, in plastischer Weise die Hauptgesichtspunkte der Kirchengeschichte herauszuarbeiten. Dabei war er grundehrlich und offen. Für die anderen Professoren, mit denen er im allgemeinen auf demselben strengkirchlichen Boden stand, war er oft ein Sorgenkind, weil er gelegentlich freiere ketzerische Ansichten vertrat.

Für Fritz stand Kahnis in den ersten Semestern ganz im Vordergrund, weil er als Protektor des Theologischen Studentenvereins ein väterlicher Freund der diesem Verein angehörigen Studenten war. Durch einen der Meißener Freunde, die zahlreich in Leipzig wieder auftauchten, wurde Fritz zum Bummel nach Lützschen aufgefordert, um den Verein kennen zu lernen. Die Partie verregnete zwar, aber im Restaurant im Rosenthal sitzt man vergnügt zusammen. Noch ein paar Abende, an deren erstem ernsten Teil ein Student in Anwesenheit von Professor Kahnis ein Referat hält, das zur Diskussion gestellt wird, während in der zweiten lustigen Hälfte die Kneiptafel den Witz und die gute Laune der Studenten herausfordert — und der junge Fuchs ist für den Verein gewonnen. Fritz genießt das freie, frohe Zusammensein von ganzem Herzen. „Das Bier war nur Mittel zur Gemütlichkeit" schreibt er. „Komment und Gesang wurden mit Maß gehandhabt und, was mir so wohltuend war, dabei die heiterste Witzlaune und theologische Gespräche, Erzählungen von hier und dort ohne Zwang in gegenseitiger Offenheit und Freundschaft." Auch Kegel-, Skat- und Schachspiel kamen zu ihrem Recht. Der Senior des Vereins war Thomas, der ihm gleich sehr zusagte, und mit dem er später in Freundschaft verbunden blieb. Er traf dort sieben alte Meißener, darunter die Brüder Engel und Schiefer. Sonst stehen ihm bald Gelderblom und Tittel von den Freunden am nächsten.

Im Wintersemester wird auch außer den Kollegs fleißig gearbeitet. Unter den Vereinsbrüdern bilden sich kleine Gruppen, die sich in theologischer und nichttheologischer Wissenschaft fördern: Hebräisch treibt er mit Engel, der selbst sehr begabt und wissensdurstig ihn mit vorwärts drängt, so daß sie in einem Semester Chronika, Esra und Nehemia zu Ende bringen; fünf andere Vereinsbrüder finden sich zum Lesen deutscher Schriftsteller zusammen, und mit Erdenberger liest er Italienisch. Aber auch auf anderm Gebiet heißt es tüchtig sein. Man hat ihn zum Kneipzeitungs-Redakteur gemacht, und „es kann nichts schaden, sich einmal ein Semester mit diesem Genuß von Produktion bekannt zu machen". Da wird ihm das Versemachen geläufig; auch die Schwestern zu Hause wenden sich bittend an ihn, wenn sie Gedichte zu festlichen Gelegenheiten brauchen. Besonders wird er da im Sommer 1880 in Anspruch genommen, wo zwei festliche Hochzeiten in der väterlichen Verwandtschaft die Familie vereinen und Fritz und Hans als Bänkelsänger mit groß und schaurig gemalten Bildern auftreten.

Im Vereinsleben bildet das Stiftungsfest einen Höhepunkt. Bei dem von 1880 ist er sehr bei den Vorbereitungen tätig gewesen, findet aber auch dann, daß das Fest „noch schöner war als ich erwartet hatte". Kahnis und Luthardt vertraten dabei das Professorentum. Von auswärts kamen die Vertreter der Brüdervereine in Halle, Rostock und Erlangen. Drei Tage wurde gefeiert. Am ersten Abend gibt es unter den Aufführungen eine kleine Operette: „wobei ohne sein Wissen ein Käppchen vom Großvater Dienst tun mußte. Auch meine Kneipzeitung trug ihr Teil zu der guten Stimmung bei".

Bei diesen Gelegenheiten lernt er Studenten von anderen Universitäten kennen. Er fährt öfter nach Halle, besucht dort Kollegs, sieht sich die Franckeschen Stiftungen an, ist entzückt von einer Bootfahrt mit den Freunden nach Giebichenstein und nächtigt schließlich auf dem Sofa irgendeines gastfreundlichen Kommilitonen. Ganz schnell entschließt er sich, ein Stiftungsfest in Rostock mitzufeiern, und erlebt bei dieser Gelegenheit zum ersten Male das Meer. Er berichtet darüber an seine Eltern:

Lieber Vater!

Du machst mir einen Vorwurf daraus, daß ich abgereist bin, ohne erst zu schreiben. Da hast Du ganz recht; aber es ging mir ganz eigentümlich mit der Abreise. Schon als die Mutter noch da war, sprach ich den Gedanken aus, vielleicht die günstige Gelegenheit des Rostocker Festes zu einer Reise zu benutzen, aber ich wußte das Datum nicht und dachte mir die Sache noch in weiter Ferne. Da sagt mir am Mittwoch vor acht Tagen Fleck, daß die Reise am Sonnabend fortginge. Nun mußte ich mich schnell entscheiden, ohne Euch fragen zu können.

Es war so wunderschön, besonders am Meer, daß Ihr gewiß nicht böse wäret, wenn Ihr uns Landratten in Heiligendamm und Warnemünde gesehen hättet. Die ganz Tour kostet mich etwa 40 Mark, was ich ganz gut aus dem Semestergelde herausschlage. Hier will ich nur das allgemeine Gerippe der Reise hinschreiben. Nächstens schreibe ich sie mir zur Erinnerung im Einzelnen auf und werde Euch diese Niederschrift schicken.

Sonnabend: früh 8 Uhr wie meist in 4. Klasse bis Magdeburg. Aufenthalt 1—3. Besonders den Dom angesehen. Ankunft in Schwerin abends ½9. Gute Aufnahme durch drei frühere Vereinsmitglieder: Radloff, Brasch und Wetzel. Sonntag: früh am faulen Pfaffen und besonders am großen See von 7—½10, prächtige Landschaft. Dann in den Dom zur Kirche. Vormittag im Schloßgarten. Nachmittag Fahrt bis Rostock. Freundliche Aufnahme. Ich wohnte bei den Eltern von Bernhardt, der bis Ostern hier war. Montag: früh im Kolleg bei Schultze und Dieckhoff. Nachmittag Fahrt nach Warnemünde auf der Warnow. Das erste Mal Wellen gesehen. Eine Stunde im Segelboot auf dem Meere ohne Seekrankheit. Im Seebad. Nicht ganz freier Himmel, aber doch mächtig. Dienstag: Kolleg bei Philippi. Gemeinsames Mittagessen. Einen Seedampfer genauer besehen. Von 6 Uhr an offizielle Feier. Außer alten Häusern die drei genannten Professoren anwesend. Ich saß Philippi gegenüber. Mittwoch: früh im Omnibus bis Dobberan. Große gute Kirche mit den wunderlichsten Reliquien: z. B. ein Stück Schurzfell vom Schlächter des Kalbes im Gleichnis vom verlorenen Sohn; der Ast, an dem Absalom hängen blieb; Loths Weib als Salzsäule. Dann zu Fuß durch wunderschönen Buchenwald bis ans Meer. Darüber kann man gar nichts schreiben. Ich glaube, man könnte ganze Tage am Wasser sitzen, ohne müde zu werden. Der Himmel war ganz klar und die See ziemlich bewegt. Wir haben wieder gebadet und den richtigen Wellengenuß gehabt. Als wir endlich fortmußten, war mirs so melancholisch wehmütig wie kaum je. Die Sonne stand nahe am Untergang. Die Erinnerung an diesen Blick läßt alles, was ich sonst gesehen habe, so klein erscheinen. Donnerstag: bis Montag Mittag war ich in Stavenhagen*), machte mehrere Doktorfahrten mit, sah besonders den großartigen Park und Wildgarten von Ivenack, wo Rudel von Dammhirschen waren, die sicher 20—30 zählten. Montag: 1—5 Uhr fuhr nach Berlin, lief bis nach 10 in den Hauptstraßen herum, sah alle bedeutenderen Gebäude wenigstens von außen. Die Nacht blieb ich im Vereinshaus und setzte am Morgen meine Wanderungen fort. Gern wäre ich gerade jetzt im Abgeordnetenhaus gewesen, aber alle Billets waren ausgegeben.

*) Dort ein Bruder der Mutter Arzt.

Von 10—12 war ich im Museum und fuhr dann 12 Uhr 50 bis 5 Uhr nach Leipzig. Habe die vorige Nacht tüchtig ausgeschlafen und heute schon viel erzählen müssen. Meine Gesundheit ist so vortrefflich, daß mir heute schon jemand sagte, man sähe mir es an, daß ich im Seebad gewesen sei.

Mehr Einzelnes werdet Ihr also später noch lesen. Schon der Abend am Meer ist die ganze Reise wert. ...

Eine wohlhabende Leipziger Dame, Frau F., die dem Theologischen Studentenverein nahe stand und alle geistigen Bestrebungen der Studenten unterstützte, war die Gründerin einer Sonntagsschule in dem Vorort Thonberg, die von dem Verein geleitet wurde. Dort verschafften sich die Studenten ihre erste pädagogische Praxis. Als Fritz eintrat, war Engel der Führer und übergab ihm die ganz kleinen Jungen:

Bei dem Sonntagsevangelium: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist — erklärte ich ihm, daß ich es mit den Kindern nicht nehmen würde, weil es für die Kleinen gar nicht zu behandeln wäre, von denen ein guter Teil noch nicht in die Schule ging. Wirthgen, der die kleinen Mädchen hat, fing mit an einfach zu erzählen. Das erste Mal nahmen wir die Verkündigung an Zacharias. Gleich den nächsten Sonntag hatte ich Not, die Kinder abzuwehren, die alle lieber Geschichte hören wollten. Es ist sicher so das Richtigere.

Mit wachsendem Interesse war er dabei. Sein Studienfreund B. erzählt, daß er so besonders gut verstanden habe, die Kinder zu fesseln und Disziplin zu halten. Das Unterrichten und Beobachten der Kinder fing an ihm Freude zu machen.

Als Fritz in den ersten großen Studentenferien nach Hause kam, mußte er ein paar Wochen lang Hausvater spielen, denn die Eltern reisten nach der Schweiz. Da gab er seinen Schwestern Geschichtsunterricht und berichtet den Eltern getreulich über die guten und bösen Taten der ihm anvertrauten jüngeren Geschwister sowie auch über alle Vorkommnisse im Pfarramt. Er war ein ganz gestrenger Hausvater und seine Hand war locker, wenn wir nicht folgten. Er neckte sehr gern, und es kam ihm nicht darauf an, dabei auch manchmal derb und rücksichtslos zu sein. Eine Neckerei aus der Primanerzeit ist mir noch in Erinnerung. Da fragte uns Fritz geheimnisvoll, ob wir schon wüßten, daß Hans fliegen könnte, er habe es gelernt. Wir beteuerten natürlich unsern Unglauben. Nun, wir würden schon sehen! Sie gingen in die Christstube, die in den Ferien die Arbeitsstube der Brüder war, und ließen uns einen Augenblick vor der Tür warten, weil Hans bei den Vorbereitungen allein sein müßte. Als wir eintreten durften, war Fritz allein. Unwillkürlich liefen wir ans Fenster. „Eben ist er um die Schulecke geflogen" sagte Fritz, und noch nach Jahren war es mir, als hätte ich Hans wirklich fliegen sehen, wenn ich an das Fenster trat. Der Zusammenhang blieb uns zuerst rätselhaft, bis wir dahinter kamen, daß Hans mit einem gewagten Schwung von außen das nächste Fenster erreicht hatte und so den Blicken entschwunden war. Aber es ging auch lustiger zu als sonst. Besonders auf den langen Spaziergängen wußte Fritz immer alle bei guter Laune zu erhalten.

Im fünften Semester wurde Fritz Senior des Theologischen Studentenvereins. Da tauchen vorher die ersten inneren Reibungen mit dem Althergebrachten auf. Unser Vater hatte gerade eine Reise nach Leipzig vor. Das ist Fritz sehr lieb, denn:

Wenn der Vater kommt, sagt er mir vielleicht seine Meinung über Folgendes: Unsere Statuten haben den Satz: „Der Verein fordert von seinen Mitgliedern das Bekenntnis zum Apostolikum sowie die Anerkennung der alleinigen Normativität der Heiligen Schrift und der reformatorischen Grundlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben." Kann ein Studentenverein eigentlich solche Normen stellen? — Es handelt sich bei dieser Frage nicht um zeitweilige Abweichungen meinerseits, sondern um die Berechtigung dieser drei Punkte in ihrer Allgemeinheit. Diese Frage tritt mir nahe, weil mir von den verschiedensten Seiten das Seniorat für Ostern als selbstverständlich zugesagt worden ist. Nun ist es mir aber gar nicht so selbstverständlich, ob ich es annehmen darf, denn als Senior stehe ich noch anders zu den Bestimmungsparagraphen als bisher. Als ich neulich mit F. sprach, sagte er ganz offen: „Eigentlich darf ich Dich nicht wählen, aber ich weiß keinen Andern." Wenn eben nicht in meinem Jahrgang die besseren Kräfte nach anderen Universitäten gegangen wären, würde ich die mir zugedachte Ehre bestimmt von mir weisen. So weiß aber auch ich keinen Ersatz.

Diese Aussprachen mit dem Vater wurden ihm immer wichtiger als Weg zur inneren Klärung und als geistige Gymnastik. Er schreibt:

Der Großvater ist nicht mehr geneigt, schreibt er, den Weg zu zeigen, wie er zu seinen Ansichten kommt, sondern gibt bloß diese. Was ich eigentlich fragen und wissen will, kann er oft nicht verstehen, weil ihm, ich möchte sagen, alles zu klar ist.

Dieses Suchen nach den letzten Ursachen führt ihn zur Philosophie. Wundt, der, in seiner frischen Werdezeit stehend, die Studenten in die Psychologie einführt, macht großen Eindruck auf ihn. Er vertieft sich in Hegels Philosophie, hört Roscher und wird ein Schüler von Ziller in dessen Pädagogischem Seminar. Je mehr er in diesem Gedankenkreise lebt, um so weniger fühlt er sich von dem Theologen Luthardt gefesselt, der ihm in den ersten Stunden noch viel bedeutet hatte. Luthardt lehrte Dogmatik und Ethik. Er war eine packende Persönlichkeit, und durch seine sonore Stimme und seinen guten Stil hielt er den Zuhörer fest, ob er als Universitätsprediger auf der Kanzel oder als Dozent vor den Studenten stand. „Es war eine urkräftige, tüchtige Predigt" berichtet Fritz, nachdem er zum ersten Male bei ihm in der Kirche war, und das Kolleg über die Synopse versäumte er nicht gern. Aber später, als er auf seine theologisch-philosophischen Fragen Antwort haben wollte, fand er, daß Luthardt nur gab, was die Kirche lehrte, selbst aber keine Probleme hatte und auf wissenschaftliche Forschung verzichtete. War doch Luthardt Franke und äußerte selbst über seine Abstammung: „Wir Franken sind nötig, weil wir das Kirchenbewußtsein am stärksten haben; was die Gesamtkirche lehrt, ist maßgebend." Das konnte unsern Bruder in seiner damaligen kritischen Stimmung nicht befriedigen.

Daß die Theologie und die Aussicht auf den Pfarrerberuf auch sonst nicht wie eine bequeme Lebensstraße vor ihm liegt, zeigt der in der „Christlichen Welt" einst abgedruckte Brief, in dem er des Vaters Anfrage beantwortet, ob er an einem der Weihnachtsfeiertage für ihn predigen wolle *).

Die Predigt wurde am zweiten Weihnachtsfeiertag 1880 in der übervollen Lichtensteiner Kirche gehalten und sollte noch ein Nachspiel haben. Die nächste Nummer des Lokalblättchens brachte die Anfrage: Warum mußte sich die Gemeinde von Lichtenstein am zweiten Feiertage mit einer Studentenpredigt begnügen, statt ihren geliebten Seelsorger auf der Kanzel zu sehen? unterzeichnet: Einige Gemeindeglieder. In der folgenden Nummer erschien eine zürnende Erwiderung, in der unsers Bruders Predigt als besonders schön gewertet wurde, „Von vielen Gemeindegliedern" unterzeichnet. Noch durch eine Reihe von Nummern ging diese unerquickliche Unterhaltung. Unsere Mutter schmerzte es; sie hatte mit starker innerer Freude ihrem Ältesten auf der Kanzel zugehört. Aber selbstverständlich ignorierten die Eltern die Zeitungsnotizen.

Unter den Leipziger Professoren darf Delitzsch nicht unerwähnt bleiben. Er war Alttestamentler und vielleicht der wissenschaftlich bedeutendste unter den Leipziger Theologen. Mit vorzüglicher rabbinischer Gelehrsamkeit ausgestattet, setzte er sich gern mit aller einschlägigen Literatur auseinander. So war bei voller Beherrschung eines großen Stoffmaterials doch jedes Kolleg ein freies Produzieren, das mit viel geistiger Frische und Lebendigkeit zum Ausdruck kam. Auch er stand auf positivem Standpunkt, aber er war jeder Kritik offen und fürchtete sich nicht, seine Studenten auch die Ergebnisse neuester Forschungen miterleben zu lassen. Fritz ist davon überrascht und schreibt in seinem zweiten Semester:

*) CW 1919 Nr. 47: Zwei Briefe aus der Leipziger Studentenzeit.

In der Enzyklopädie höre ich jetzt über historische und philosophische Apologetik mit viel Vergnügen; bei Delitzsch kann es einem Angst werden, wie viel selbst er trotz allen Widerstrebens der modernen Pentateuchkritik zugeben muß. Wie gut, daß wohl kaum Nichttheologen in so ein Kolleg kommen, wo eine abenteuerliche Entstehungshypothese nach der anderen kritisiert wird. Doch gibt es selbst in Leipzig eine allerdings sehr geringe Zahl, die um „wahre Wissenschaft" zu suchen nicht zu Delitzsch, sondern zum negativen Lizentiaten gehen. Übrigens stellten wir beide uns neulich Professor Delitzsch vor. Wir trafen ihn nicht allein, aber er schrieb die Wohnung auf, um uns jedenfalls einmal zu einem „Studentenkaffee" zu laden wobei er im Nötigen unerschöpflich sein soll.

Bei den Studenten war Delitzsch sehr beliebt. Es liegt eine Tragik darin, daß es Delitzsch in seinen alten Tagen noch erleben mußte, wie seine Hauptarbeit in der kritischen Behandlung des Alten Testamentes von Professor Wellhausen in Halle überholt wurde und er sich dessen Beweisgründen selbst nicht verschließen konnte. Unter den Dutzenden von originellen Aussprüchen aus dem Munde des kleinen beweglichen Professors, die unter den Studenten die Runde machten, war auch der: „Ich bin nur eine Lichtschneuze, um das zu hell flackernde Licht der Wellhausenschen Pentateuchkritik zu schneuzen." —

Die Studentenzeit unseres Bruders ist wieder aufs engste mit dem Leben und den Vorgängen im Großelternhaus verbunden. Das Wohnen im Haus erwies sich bald als unzweckmäßig, teils weil das unregelmäßige Leben der Brüder viel Störung brachte, teils weil sie in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt wurden. Die Großeltern waren älter geworden in den letzten drei Jahren und oft leidend:

Es ist Sonntag Abend. Die Großmutter, die sich schon um acht zu Bette legt, treibt regelmäßig zur Ruhe. Um 9 fängt sie damit an. Erst wird der Artikel aus Luthardt oder Kreuzzeitung fertig gelesen, dann nimmt der Großvater seinen Abendimbiß und Abendtrunk, dann liest Gretchen das Abendgebet (Fräulein Marie schläft meist dabei ein) und schließlich tröpfle ich dem Großvater einen Tropfen Arznei ins Auge. Hans ist auch im Bette, denn er steht 1/4 6 auf.

Als die Großeltern im Sommer längere Zeit verreist sind, führt Mutters jüngste Schwester das Regiment. Mit ihrem selbstsicherem Wesen, ihrem Zusammenhang mit der Musik- und Theaterwelt scheint sie manchem nicht ganz in den Rahmen des Ahlfeldschen Hauses zu passen, aber die junge Welt liebt sie. So sind es fröhliche Wochen in der Ritterstraße:

Tante Gretchen versorgt uns sehr gut, und wir können nicht darüber klagen, daß die Großeltern fort sind. Unter dem Vorsitze des Onkels (Mutters ältester Bruder Dr. Georg Ahlfeld aus Stavenhagen hielt sich ein paar Wochen in Leipzig auf) sind wir Fünf ein ganz ordentliches Hauswesen. Am Mittwoch waren wir im Don Juan. Es ist jetzt nämlich die Hamburger Musterbühne auf dem hiesigen Carolatheater. Die Vorstellung war prächtig. Am Sonntag war die Familie in Connewitz und wir hatten abends eine schöne Wassenfahrt nach Hause. Für gestern Abend hatte ich von der Tante ein Billet zu einem Kirchenkonzerte in der Nikolaikirche, was mir abgesehen von schweren Orgelfugen gut gefallen hat.

Hans brachte auch Leben mit seinem soldatischen Übermut, denn er entwickelte sich mehr und mehr zu einem begeisterten Militaristen; schweren Herzens nahm er nach dem Freiwilligenjahr Abschied von der Waffe.

Inzwischen aber waren die Brüder schon in die eigene Bude im „roten Kolleg" übergesiedelt, „die sie sich gleich von Anfang an gemütlich machen wollen". Die Mutter kommt gerade zu rechter Zeit nach Leipzig, um behilflich zu sein, und Tante Ella, die schon erwähnte Frau von Mutters Bruder Fritz *), bringt sechs Blumentöpfe und einen Topf mit Gänsefett. Sie kümmerte sich überhaupt viel um die Brüder. Am Dienstag und Donnerstag waren sie „bei Professors" zu Tisch. Durch sie wurden sie auch in ihrem Elternhaus, dem vornehm behaglichen Heim des Buchhändlers Grunow eingeführt. Da gab es ab und zu lustige Abendgesellschaften oder zur Eiszeit Schlittschuhpartien nach Connewitz. Das Schlittschuhlaufen war überhaupt sehr in Aufnahme:

Von Grunows wurden wir Sonnabend zu einer Schlittschuhpartie nach Connewitz eingeladen, wo sich sechs junge Mädchen auf drei Studenten verteilten. Es war ganz annehmbar. Die Eisbahn haben wir öfter benutzt. Ein solches Fahren habe ich noch gar nicht gekannt, wie es dieses Jahr möglich ist, oder vielleicht war. An einem Abend bin ich allein mit Hans beim Mondenschein hinaus und hereingefahren. Wenn es abends noch Mond gäbe, ich täte es gleich wieder.

Mit Walter Junck und einigen alten Leipziger Freunden wurde der Verkehr wieder aufgenommen; im allgemeinen aber spielte der Hausverkehr keine Hauptrolle im studentischen Leben der Brüder, und da der Kreis der Großeltern meist ältere Leute umfaßte, lernten sie nicht viel junge Mädchen kennen und keine zarteren Bande wurden geknüpft.

Ostern 1881 entschloß sich Großvater Ahlfeld, sein Amt niederzulegen. Die Großeltern zogen nach der Salomonstraße, während sie die Sommermonate in einem kleinen Schweizerhäuschen in Rüdigsdorf bei Kohren verbrachten, das ihnen zur Verfügung gestellt worden war. Zu gleicher Zeit verließ Onkel Fritz Ahlfeld Leipzig, um eine Professur in Gießen anzunehmen. An beiden Häusern hingen viel Erinnerungen.

Bruder Hans hatte sich auch zum Theologiestudium entschlossen, und beide Brüder wanderten wieder ein Stück Weg gemeinsam. Jeder hatte seine besondere Liebhaberei. Während sich Hans ein Klavier mietete und nicht immer zu seines Bruders Freude Musik machte, nahm Fritz bei dem bekannten Tiermaler Leutemann Zeichenstunden. Er hatte viel Freude daran und ist seinem Lehrer dauernd für viel Anregung dankbar geblieben. Mit mehr oder weniger Glück versuchte er auch Menschengesichter mit dem Bleistift festzuhalten: in den Ferien saßen wir Geschwister ihm für 10 Pfennig die Stunde Modell. Dem Elternhaus stand unser Bruder in diesen Jahren besonders nahe, da er die großen Studentenferien fast immer zu Hause verlebte.

Das Jahr 1881 sollte noch ein Erlebnis bringen, das auf die weitere Entwicklung unseres Bruders nachhaltig einwirkte. Eine starke, antisemitische Welle ging durch das Land und erregte die Gemüter. Auf der Universität gab es zwei Lager, eine semitische und eine antisemitische Liga. Versammlungen wurden gehalten, Petitionen unterschrieben und das nationale Empfinden sehr gepflegt. Die Erinnerungsfeier an das zehnjährige Bestehen des Reiches wurde festlich begangen. Fritz, der wieder einmal einen Asthma-Anfall hinter sich hatte, schreibt davon:

Froh bin ich, daß ich vorangehende Woche gesund war, denn da war der imposante Kommers zur Feier des 10 jährigen Reiches. Eine solche Gesellschaft habe ich noch nicht gesehen. Besonders Luthardt sprach gut, aber auch nur sein gewaltiges Organ konnte den Saal füllen. Dann war ich auch als offizielle Person auf dem Professorenball, aber ohne zu tanzen. Ich war als Subsenior von Luthardt geladen und kannte außer einigen Studenten eigentlich niemand.

Unter dem Eindruck dieser gesteigerten Gefühle wurde in diesem Winter Stöcker von den Studenten zu einem Vortrag nach Leipzig gerufen. Sein Thema war: „Große Zeiten, große Aufgaben." Dem aus der Zeit des Aufschwungs nach dem Krieg von 1870 und der darauffolgenden Bankrotte und Krache zurückgebliebenen Materialismus sollte etwas Positives entgegengestellt werden im christlichen Deutschtum, dessen Held und Urbild Bismarck sei. Es war Stöckers große Zeit. Er wußte seine jungen Zuhörer mit sich fortzureißen. In der Nachversammlung sprach Fritz mit Begeisterung und mit einer gewissen rhetorischen Sicherheit, die seinen Freunden auffiel. Er wurde mit in ein Komitee gewählt, das die Aufgabe hatte, die gegebenen Anregungen festzuhalten, und bald kam es zur Gründung des „Vereins Deutscher Studenten". Fritz war im Vorstand. Die Leitung hatte Diedrich Hahn, ein glühender Bismarckverehrer, der später, durch die Politik aus der dumpfen Verzweiflung über Margarete von Bü-

*) Dem Gynäkologen, bald nach Gießen berufen, später in Marburg.

lows frühen Tod geweckt, zweimal den Wahlkreis des großen Kanzlers vertrat. Mit der ganzen Kraft jugendlicher Begeisterung widmete sich unser Bruder den Zielen der neugegründeten Verbindung. An anderen Universitäten wuchsen Brudervereine empor und im August 1881 traf man sich am Kyffhäuser zum gemeinsamen Bundesfest. Fritz war einer der Hauptredner. „Nun geht es morgen früh nach dem Kyffhäuser" schreibt Bruder Hans, „eben präsentierte sich mir Fritz in Schläger, Schärpe und Barett. Es wird hoffentlich ein segensreicher Tag für die deutsche Studentenschaft."

Berlin Margarete Naumann

Hochkirchentum

Heilers Bericht über die hochkirchlich-ökumenische Tagung hat mich außerordentlich interessiert. Einmal, weil ich mit allen echten Deutschen eine romantische Vorliebe für alte romanische Formen habe; dann aber, weil ich ein Jahr hindurch die anglikanische Kirche in ihrer Heimat studieren konnte, ohne durch pfarramtliche Pflichten oder mangelnde Sprachkenntnis daran gehindert zu sein. Ich will nun offen zugeben, daß vor Jahren eine solche Tagung mich in helle Begeisterung versetzt hätte, und daß auch jetzt immer wieder die ästhetische „Schlange" mir gelegentlich zuraunt: „Sollte nicht doch etwas Hochkirchentum ganz praktisch sein*)?"

Wenn ich dennoch die hochkirchliche Bewegung ablehnen muß, so nicht aus fehlendem Formgefühl oder Sachverständnis. Ich wäre ohne Weiteres bereit zuzugeben, daß es keine formvollendetere gottesdienstliche Kunst gibt als etwa das englische „Abendgebet" nach hochkirchlichem Ritus, dessen herrliche Responsorien ich mir oft in der Dämmerstunde vorsinge. Doch gehören dazu Priester und Priesterchorhemd, Chorgestühl und Agendenzwang, Anstaltskirche und bischöfliche Sukzession — Eins zieht das Andre nach sich. So haben die 2000 puritanischen Geistlichen, die am 24. August 1662 sich eher vom Amt jagen ließen, als daß sie das weiße Chorhemd angezogen hätten, richtig vorausgesehen, daß dies Stück weißer Leinwand bald Messe und Heiligenkult und Verachtung schlichter Evangeliumsverkündigung nach sich ziehen würde. Gewiß entfaltet in der heutigen Kirche von England die katholisierende Richtung eine größere Aktivität als die evangelikale; aber nur, weil diese mit ihrem orthodoxen Konservatismus nichts getan hat, um das anglikanische Kirchentum in protestantisch-konsequente Formen zu bringen. Es ist tatsächlich ein Unding, wenn man beispielsweise in einer „nieder"-kirchlichen Gemeinde bei der Abendmahlsfeier den „Priester" im weißen Chorhemd an der nördlichen Schmalseite eines „reformierten" Abendmahlstisches beten und dann dem knieenden Kommunikanten gewöhnliches Brot in die Hand legen sieht. Kein Wunder, daß die Hochkirchler den störenden Calvinismus hinauswarfen und konsequent rekatholisierten. Sie ließen den Priester mit Gebetswendung vor den mit Kreuz und Kerzen neu geschmückten Altar treten, weil die Niederkirchlichen es verabsäumt hatten, sich in konsequent-calvinischer Art im „Genfer Kleid" (so nennt man in England den schwarzen Talar) hinter dem Abendmahlstisch zu stellen, wie sich das bekanntlich auch Luther in der „Deutschen Messe" gewünscht hat. Er scheint eine Ahnung gehabt zu haben, daß man einst in seiner Kirche wieder Dinge zu Hauptsachen erheben könnte, die ihm so nebensächlich waren, daß er sich nicht einmal für ihre sofortige Beseitigung ereiferte. Tatsächlich traut man seinen Augen kaum, wenn man heute wieder „Hemden und Kappen", „der Bischöfe Tyrannei" u. A. m. als kirchenrettend angepriesen liest. Was für Narren waren doch die anglikanischen Märtyrerbischöfe Cranmer, Latimer und Ridley, daß sie sich für die reformierte Abendmahlslehre verbrennen ließen — so müssen doch Anglokatholiken denken, die heute den Standpunkt der damaligen Ketzerrichter vertreten! „Wie konnten Sie sich auch erfrechen, einen deutschen Landsmann auf ‚kirchlichem' Friedhof beerdigen zu wollen!" — so müßten die deutschen Schwärmer für bischöfliche Verfassung eigentlich zu den Auslandspfarrern sagen, die durch anglikanische Totengräber vom Grabe weggewiesen wurden, weil der hochkirchliche Priester ihnen die fehlende bischöfliche Ordination vorwarf! Jede „Gott strafe England!"-Hetze liegt mir, dem Sozialdemokraten, wahrlich fern; es ist das hochkirchliche System, das hier ebenso anmaßend offenbar wurde, wie umgekehrt etwa in vorbildlicher Großzügigkeit der englische Baptistenpfarrer den deutsch-lutherischen Amtsbruder als Ehrengast an seinem Abendmahlstisch Platz nehmen ließ — wovon unsere deutschen Baptisten lernen könnten.

Auch sonst mehren sich in Deutschland die Sturmzeichen der Gegenreformation. Nicht einen Mitgliederverlust an die römische Kirche: eine Katholisierung der evangelischen Kirche fürchte ich. Neben Episkopalismus und Ritualismus erleben wir eine genuin-katholische Kirchenpolitik in Schulsachen; selbst der jüngste Schülerstreik hat katholische Vorbilder gehabt. Und doch ist das Ideal einer Konfessionsschule genau so auf katholische „Notwendigkeiten" eingestellt, wie der Protestantismus konsequent die Gemeinschaftsschule fordern muß (mit freiwilligem Religionsunterricht, erteile ihn nun der staatliche Lehrer evangelischen Glaubens oder aber der kirchliche Katechet in kirchlicher Regie).

Ähnlich liegt es auf sozialem Gebiete. Auch hier folgt die evangelische Kirche anscheinend ahnungslos echt katholischen Spuren, indem sie ihren Arbeitern die (zu ¾ katholischen!) „christlichen" Gewerkschaften empfiehlt und die Berechtigung des Privateigentums an Produktionsmitteln dogmatisch behauptet — genau so wie die Jesuiten!

Unter die „Königsherrschaft Jesu" will man die verkirchlichte Jugendbewegung stellen: Seltsam, daß der Papst kürzlich ein Christuskönig-Fest angeordnet hat! Prozessionen und Kirchenfahnen haben wir ja nun auch glücklich — was fehlt uns eigentlich noch?!

Ach so: die Theologiestudentenzahl sinkt; die religiösen Arbeiter fordern die „Arbeiterkirche", wenn die Landeskirche für sie und ihre geistlichen Führer keinen Raum hat, oder strömen den Freidenkern zu; die Besitzenden machen Synoden und Verbände zu politischen Kampfmitteln gegen die „rote Gefahr", weil ihnen religiös die Kirche gleichgültig geworden ist — und da will man dem „Jahrhundert der Kirche" schon auf Vorschuß ein Sieges-Te deum singen (man streitet nur noch, ob deutsch oder lateinisch).

Nein, die hochkirchliche Bewegung scheint mir allzu sehr „Opium für das (Kirchen-)Volk" werden zu wollen. Her mit dem jungen Luther! Der würde sich wundern, wenn er sähe, wie wiederum die „Romanisten" in der Kirche ihr Spiel beginnen. Wie hatte er doch gewarnt, aus seinen Liturgieentwürfen ein Gesetz zu machen; bei uns aber scheint das Meßschema unantastbar zu werden. Er legte die Priestergewänder ab und trug im Gottesdienst nur die Schaube, das Urbild unseres heutigen „Gehrocks"; wir aber haben nicht nur aus der Schaube wieder einen Priestertalar gemacht, sondern schicken uns an, auch diesen noch mit dem römischen Chorhemd zu vertauschen. Er lehrte, daß von der sichtbaren „Kirche" nichts in der Bibel stehe, welche nur eine unsichtbare „heilige Christenheit" kenne; wir lassen in der sichtbaren Kirche den Christus inkarniert sein. Nach Luther ginge es zur Not ohne Sakramente, wenn auch nicht ohne Evangeliumspredigt; wir sind predigtmüde und fordern sakramentale Objek-

*) Vgl. Nr. 1: Heiler, Tagung des Hochkirchlich-ökumenischen Bundes.

tivität im Kultus. Der Reformator forderte die Ratsherren auf, Schulen zu gründen; wir möchten beinahe die Küsterschule auferwecken. Luthers Traubüchlein fordert Ziviltrauung; wir tun so, als gäbe es kein Standesamt. Luther dichtete neue Lieder und ließ sie singen, auch wenn Reim und Rhythmus oft holprig waren; wir singen am liebsten althochdeutsch oder lateinisch (oder werden es demnächst tun), nur nichts Volkstümliches oder neuzeitlichem Empfinden Ausdruck Gebendes! Der Reformator verfocht die Autonomie der Gemeinden in Lehr- und Kultusfragen, soweit dadurch der Glaubensgrund nicht berührt werde; wir zentralisieren durch Synodalmajoritätsbeschlüsse und Bischofskonferenzen auf Kosten der Wahrhaftigkeit von Lehrenden und Hörenden. Das würde uns Luther vorhalten; sollen wir ihn wirklich deswegen — mit Erasmus — verketzern? Das wäre eine schlechte Vorbereitung zur Protestationsfeier 1929!

Ich möchte eine andere Losung ausgeben. Erneuern wir unser Kirchentum im Geiste des jungen Luther, machen wir Schluß mit gefährlicher Konservierung römischer Reliquien in Lehre, Kultus und Verfassung! Wenn man schon ausländische Vorbilder haben will, so sollte man sich nicht die anglikanische Kirche dazu wählen, sondern die Independenten; deren Kirchentum ist weit lutherischer gedacht als etwa das Schwedens. Die (abgesehen von ihrer dogmatischen Engherzigkeit) als Organisation außerordentlich rührige Missouri-Synode zeigt auch praktisch die Möglichkeit einer genuin protestantischen Kirchenverfassung. Man lasse solche altprotestantische Form von neuprotestantischer Theologie und sozialprotestantischer Aufgeschlossenheit für die Probleme des Industriestaates und der Gemeinwirtschaft erfüllt sein — und die Kirche wird die Hochschätzung im Volksleben gewinnen, die die „Hochkirche" nimmer erreicht.

Mehlauken Erich Kürschner

Pfarrerschaft und Lehrerschaft

1

Eine blutende Wunde am Leibe unsers deutschen Volkes ist die Eifersucht zwischen Lehrerschaft und Pfarrerschaft.

Es ist ein Eifern nicht nur um persönliche Geltung, sondern um anvertraute Sachen.

Die Verständigung zwischen beiden Teilen ist eine so wichtige Angelegenheit wie die des Konkordats. Man kann vielleicht sagen: sie ist wichtiger. Vielleicht auch: sie ist das Wichtigste am Konkordat selber. Denn hätten wir auf diesem Punkte die rechte Einigkeit der Geister und die volle Gemeinschaft der Arbeit, so verlöre das Konkordat an Bedeutung und Gefahr.

2

Das einzig greifbare und schon bewährte Mittel, die Wunde zu schließen, ist die Einrichtung von „Arbeitsgemeinschaften" von Pfarrern und Lehrern.

Ein Ort, wo diese Einrichtung sich mit glücklichem Erfolge bewährt hat, ist die Stadt Kassel.

Ein Land, wo man es auf diesem Wege und überhaupt zu einer durchgängigen Gemeinsamkeit gebracht hat, ist das Land Thüringen.

Es tut not, daß überall und von allen Seiten auf diesem Wege weiter gearbeitet wird. Wer solche Arbeitsgemeinschaft ablehnt oder sabotiert, versündigt sich schwer an unserm Volk. Er verkennt kurzsichtig und eigensinnig die Zeichen der Zeit. Die Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden. Vertrauen ist nicht nur dazu da, um überwundene Schwierigkeiten zu segnen und auf dem Erreichten aufzubauen; edler noch und christlicher ist das Vertrauen, das mitten unter Hemmnissen zum Ziele trägt und dem Erfolge vorangeht.

Das Beste, was grundsätzlich und praktisch zur Sache gesagt worden ist, finden wir in Leitsätzen gesagt, die am 19. Februar 1926 von der Kasseler Arbeitsgemeinschaft unter positiver Mitwirkung des Hessischen Pfarrervereins einmütig formuliert worden sind:

1. Die Schulaufsicht gehört dem Staate, der für die Volksbildung verantwortlich ist.
2. Die evangelische Kirche und Gemeinde muß aber eine Sicherheit dafür haben, daß der Religionsunterricht in der Schule in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche erteilt wird.
3. Diese Sicherheit ist gegeben in der Zugehörigkeit des Religionslehrers und des Schulaufsichtsbeamten zur evangelischen Kirche und Gemeinde und in der durch die Übernahme des Unterrichts und der Aufsicht vollzogenen Gewissensverpflichtung.
4. Es tut nicht not zu verlangen, daß außerdem besondere kirchlich beauftragte Personen den Unterricht besuchen.
5. Aufsicht bleibt immer etwas Äußerliches und kann nicht gestaltend auf den Geist des Unterrichtes einwirken.
6. Es bedarf darum einer vertrauensvollen Zusammenarbeit von evangelischer Gemeinde, Landeskirche und Schule.
7. Diese Zusammenarbeit ist durch Arbeitsgemeinschaften für die Ortsgemeinde wie für die Gesamtkirche zu sichern und zu pflegen.
8. Evangelische Gemeinde, Landeskirche und Schule schaffen in gegenseitigem, vertrauensvollem Einvernehmen diese Arbeitsgemeinschaften.

3

D. Foerster in Frankfurt sagt in einem Artikel der „Erkenntnis" *), der überschrieben ist „Gegen das Konkordat":

Es kommt meines Erachtens darauf an, daß sich zur Abwehr dieser Forderungen eine feste Front bilde zwischen evangelischer Kirche und Schule, und für die Bildung einer solchen Einheitsfront ist es nun wirklich die letzte Stunde. Gelingt es nicht, eine Verständigung zwischen evangelischer Kirche und Lehrerschaft herbeizuführen, so ist die Gefahr groß. ...

Foerster kommt auf die Sätze des preußischen Kirchensenats (CW 6 Sp. 288 f.) zu sprechen. Grundsätzlich auf unserm Standpunkt, redet er der Lehrerschaft freundschaftlich zu, sich mit dieser kirchlichen Erklärung abzufinden. Es ist wohl mit den Sätzen des Kirchensenats das letzte Wort noch nicht gesprochen. Zum wenigsten nicht für die andern Länder, wiewohl Entscheidungen in Preußen für ganz Deutschland immer schwer ins Gewicht fallen. „Ich verhehle nicht", schreibt Foerster, „daß ich für wünschenswert gehalten hätte, die Kirche hätte auf dieses Recht zur Einsichnahme in den Religionsunterricht vollständig verzichtet." R

Kirchenpolitisches aus Anhalt

Die Wahlen zum anhaltischen Landeskirchentag vom 24. Oktober 1926 haben ihre besondere Note durch das erstmalige Auftreten der Religiösen Sozialisten erhalten. Drei anhaltische Geistliche, die früher den Freunden evangelischer Freiheit angehörten, waren mit einer Erklärung für den Volksentscheid in Sachen der Fürstenenteignung an die Öffentlichkeit getreten und hatten damit starken Widerspruch aus bürgerlichen, dafür um so stärkere Zustimmung aus Arbeiterkreisen erfahren. Nach anfänglichen Bedenken traten sie bei der Wahl mit einer eigenen Liste auf, die, obwohl die Geistlichen selbst sich bis zur Wahl keiner sozialistischen Partei angeschlossen hatten, unter den Nichtgeistlichen nur sozialistische Kirchengenossen enthielt. Schon vorher war in längeren Verhandlungen festgestellt worden, daß eine Trennung von den Freunden evangelischer Freiheit notwendig war, weil diese nicht in der Lage waren, ein Programm aufzustellen, das jenen genügt hätte. Der „Bund religiöser Sozialisten", wie er sich nun nannte, trat ganz selbständig auf, auch ohne Listenverbindung, aber das Verhältnis der beiden Gruppen blieb ein freundschaftliches. Die Zeit bis zur Wahl war zu kurz, als daß die Religiösen Sozialisten große Erfolge — trotz eifriger Arbeit — hätten erlangen können. Immerhin haben sie 6750 von 54 184 Stimmen erhalten und sind mit 4 von 30 Abgeordneten in den Landeskirchentag eingezogen. Das ist um so beachtlicher, als sie in Anhalt, einem Land mit besonders starker Kirchenaustrittsbewegung (20 000 seit der Revolution) einen schweren Stand hatten; von den Freidenkern wurden sie allein aufs heftigste bekämpft. Ein Flugblatt, das am Tage vor der Wahl verbreitet wurde, hat gewiß viele Arbeiter von der Wahl zurückgehalten, bei der überhaupt 1812 Stimmen weniger abgegeben wurden als bei der letzten Wahl 1919.

*) Nr. 3. Herausgeber Kirchenrat D. Kübel.

Das Auftreten des Bundes religiöser Sozialisten wurde aber den Freunden evangelischer Freiheit zum Verhängnis. Diese mußten damit rechnen, daß bei dieser Wahl eine andere Situation als 1919 vorlag: der allgemeine Ruck nach links unmittelbar nach der Revolution war ihnen damals zugute gekommen und hatte ihnen, die in der alten Synode nur zu allerletzt einen Abgeordneten besessen hatten, einen über das Drittel und damit die Möglichkeit beschert, eine Verfassungsänderung zu hindern. Diesen Vorteil haben sie verloren, ja ihre Stimmenzahl ist auf die Hälfte heruntergegangen, von 18 936 auf 9200; statt mit 11 zogen sie nur mit 5 Abgeordneten in den neuen Landeskirchentag ein. Die Lage war für sie auch dadurch erschwert, daß die beiden verbreitetsten anhaltischen politischen Blätter, die 1919 auf ihrer Seite standen oder doch ihre Einsendungen anstandslos brachten, seitdem ihre politische Stellung und damit auch die Stellung zur Kirchenpolitik gewechselt hatten. Ferner dadurch, daß die Freie kirchliche Vereinigung, eine Sammelgruppe, zu der elf Zwölftel der Geistlichen gehören, nur wenig öffentliche Versammlungen abhielt, in denen eine Diskussion stattfinden konnte, sondern sich in der Hauptsache auf interne Gemeindeversammlungen beschränkte und dies auch konnte, da sie den kirchlichen Apparat zum allergrößten Teil beherrschte. Ein Unterschied zwischen 1919 und 1926 war auch, daß die Freunde evangelischer Freiheit 1919 reine Oppositionspartei waren, ausgeschlossen von der kirchlichen Mitarbeit, eine ecclesia pressa, und darum mit voller Wucht alle Reformforderungen der Kirche gegenüber vertreten konnten. Die anhaltische Kirchenverfassung hatte inzwischen ihre Forderungen zum größten Teil erfüllt, zwei von ihnen saßen im Kirchenregiment, und die Gegner wandten den Trick an, alle mißliebigen Verordnungen und Gesetze ihnen in die Schuhe zu schieben, obwohl sie sowohl im Landeskirchentag wie im Landeskirchenrat immer die Minderheit gebildet hatten: durch die größere Aktivität der Mitglieder der Freunde evangelischer Freiheit bekam diese Unterstellung ein gewisses Recht. Der Kampf unter der Oberfläche richtete sich besonders gegen ein den Freunden evangelischer Freiheit angehörendes Mitglied des Landeskirchenrats und zeitigte hier recht unerfreuliche Erscheinungen.

Zu all diesen Erschwerungen kam nun das Auftreten des Bundes religiöser Sozialisten, das den noch bei jeder Kirchenwahl vorhandenen politischen Einschlag zum beherrschenden machte. Es rief alle bürgerlichen Instinkte auf den Plan, und diese kamen restlos der Freien kirchlichen Vereinigung zugute: obwohl die Freunde evangelischer Freiheit sehr stark betonten, daß sie unpolitisch seien, obwohl sie bekannte Anhänger der Deutschen Volkspartei auf ihrer Liste hatten und ein so ausgesprochen deutschnationaler Mann wie Kirchenrat Kübel aus Frankfurt für sie eine Wahlrede hielt. In einem Artikel vom 27. August, der in zwei politischen Zeitungen der Rechten erschien, hieß es:

„Eine Kirche, in deren Organen internationale Sozialisten sitzen, ist wie keine Kirche, so auch keine Volkskirche mehr. Mit Recht geht jetzt ein Aufruf an alle nicht links gerichteten Kreise des deutschen Volkes, sich zu einer Einheitsfront zusammenzuschließen. Das muß genau so für die Kirche gelten. Nur so kann es gelingen, den Liberalismus und seinen Absenker, den Religiösen Sozialismus, aus dem Kirchenkörper auszuscheiden. Gelingt dies nicht, dann — finis ecclesiae. ... Es ist, wie jetzt Jedem klar werden müßte, der Fehler unserer evangelischen Kirche, einen solchen Liberalismus [in der einen Zeitung hieß es: „die Giftschlange des Liberalismus"] geduldet zu haben."

Im Besonderen nahm sich der Stahlhelm der Freien kirchlichen Vereinigung an. Die Gauleitungen forderten in Inseraten zur Beteiligung an der Wahl für die Freie kirchliche Vereinigung auf (Zerbster Extrapost vom 21. 10.):

„Die Gauleitung verbietet im Interesse unserer Landeskirche jede Gleichgültigkeit und Wahlmüdigkeit. Nach reiflicher Prüfung hat sich die Gauleitung für die Liste der Freien kirchlichen Vereinigung entschieden. Von dieser Seite einberufene Wahlversammlungen sind geschlossen mit Angehörigen zu besuchen, zu schützen und zu stützen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der von links gegen die Freie kirchliche Vereinigung geführte Kampf nicht zuletzt ein Kampf gegen unsere Stahlhelmidee und damit gegen uns selbst ist. Darum: Mit aller Kraft einsetzen für den Sieg der Freien kirchlichen Vereinigung! Diejenigen unserer Kameraden, die als Kandidaten auf der Liste der Freien kirchlichen Vereinigung stehen, werden ersucht, im Kirchenparlament den Frontgedanken mit aller Energie zu vertreten."

Die Parole wurde befolgt. Stahlhelm, Luisenbund usw. füllten die Versammlungen der Freien kirchlichen Vereinigung und leisteten Wahlschlepperdienste, die bis dahin noch nicht üblich gewesen waren. Der Erfolg war denn auch, daß die Freie kirchliche Vereinigung zu ihren 19 Mandaten zwei dazu errang. Der Stimmengewinn war freilich nicht überwältigend: nur 50 Stimmen mehr als 1919. Nur durch Listenverbindung mit einer Splitterliste der Vereinigten Landgemeinden verstärkte sich der Stimmengewinn auf 1174. Aber die Hauptsache war erreicht: die Gruppe besaß die Zweidrittelmehrheit im Landeskirchentage, die eine Verfassungsänderung ermöglichte.

Zu dieser wurde sie denn auch von ihren Wahlhelfern aufgefordert. Das Organ des Landbundes, „Die Scholle", schrieb gleich nach der Wahl:

„Das christlich gesinnte Kirchenvolk in Stadt und Land, das sich im Kampf bewährt und seine Treue zur alten christlichen evangelischen Kirche bewiesen hat, darf mit Recht erwarten, daß im neuen Landeskirchentage die Religiösen Sozialisten so behandelt werden, wie sie es verdienen. Keine Konzession! Keine Kompromisse! Sofort eine dringend notwendige Verfassungsreform und Verbesserung des Kirchenwahlsystems! Nicht weich und duldsam werden. Wer die Grundlagen meines ganzen religiösen Lebens zerstören will und Feind meiner Weltanschauung ist, verdient keine Schonung. Diese Forderung erhebt hiermit das nationale christliche Landvolk Anhalts. Es erwartet, daß die Freie kirchliche Vereinigung, die ihre Zweidrittelmehrheit mit dem Landvolke zu verdanken hat, im neuen Landeskirchentage diese Forderung erfüllt, damit der Sinn der Kirchenwahlen des 24. Oktober nicht umgefälscht wird durch Nachgiebigkeit den Feinden gegenüber."

Während des Wahlkampfes war die Änderung des Wahlrechts, besonders Aufhebung des Verhältniswahlrechts zum Landeskirchenrat, die Umgestaltung des Bekenntnisses im „positiven Sinne", ja die Absetzung der zum Bund religiöser Sozialisten gehörenden Geistlichen gefordert worden. Von diesen Forderungen ist bisher nur die Änderung des Wahlrechts zum Landeskirchenrat aufgenommen und durchgeführt worden. Bei der gleich nach Zusammentritt des Landeskirchentages erfolgenden Wahl des Landeskirchenrats, die noch nach den bisherigen Bestimmungen der Verfassung erfolgen mußte, wurde, was nach der Verfassung möglich ist, die Zahl der Mitglieder des Landeskirchenrats von 5 auf 4 vermindert, wodurch die Religiösen Sozialisten ausfielen. Sofort nach der Wahl und der Verpflichtung des Landeskirchenrats wurde der vorbereitete, von allen 21 Mitgliedern der Freien kirchlichen Vereinigung unterschriebene Antrag eingebracht:

„In § 70 Absatz 2 der Verfassung werden die Worte: ‚Nach dem Grundsatz der Verhältniswahl' gestrichen. Die Amtsdauer der gegenwärtigen Mitglieder des Landeskirchenrats und ihrer Ersatzmänner endigt mit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes."

Zugleich wurde beantragt, ein neues landeskirchliches Organ zu schaffen —

„dem unter anderen Befugnissen die Entscheidung über Beschwerden gegen gewisse Beschlüsse des Landeskirchenrats, soweit nicht das Landeskirchengericht zuständig ist, zu übertragen ist. In diesem neuen landeskirchlichen Organ sollen die Minderheiten des Landeskirchentags vertreten sein."

Nur durch diesen Zusatz war es möglich gewesen, alle Mitglieder der Freien kirchlichen Vereinigung auf den Antrag zu vereinigen. Mißstände, die sich aus der bisherigen Praxis ergeben hätten, konnten nicht angegeben werden. Aber man verlangte, daß die Regierung der Landeskirche einheitlich zusammengesetzt sein müsse: es war, wie von der Opposition entgegengehalten wurde, brutaler Machtinstinkt. Die Minderheitsparteien lehnten es ab, in den Ausschuß zur Beratung des Gesetzes einzutreten.

Nach den Beschlüssen des Landeskirchentags setzt sich nun der „Landeskirchenausschuß" aus fünf auf dem Wege der Verhältniswahl gewählten Mitgliedern des Landeskirchentags, zu denen der Vorsitzende gehören muß und von denen zwei Geistliche und zwei Nichtgeistliche sein müssen, sowie aus dem Vorsitzenden und dem stellvertretenden Vorsitzenden des Landeskirchenrats zusammen. Seine Befugnisse beschränken sich auf die Ausübung des Begnadigungsrechts und die Feststellung der Amtsbezeichnungen innerhalb der Landeskirche (die für die Geistlichen geregelt sind; gedacht ist wohl an den Bischofstitel). Außerdem ist er vor Einbringung von Vorlagen des Landeskirchenrats an den Landeskirchentag und vor Erlaß von Notverordnungen zu hören und ist berechtigt, förmliche Anfragen an den Landeskirchenrat zu richten, sowie verpflichtet, auf Antrag des Landeskirchenrats Angelegenheiten von Wichtigkeit zu beraten. Endlich hat er über Beschwerden gegen Entscheidungen des Landeskirchenrats in folgenden Fällen zu entscheiden: 1. bei Versetzung eines Geistlichen auf eine andere Stelle oder in den dauernden Ruhestand gegen seinen Willen, 2. in den Fällen des § 30 der Verfassung (Rechte der Minderheiten), 3. bei Verfügungen gegen nichtgeistliche Vorsitzende der Gemeindekirchenräte und ihre Stellvertreter (es gibt deren etwa ein halbes Dutzend).

Begreiflich, daß es bei Beratung dieses Gesetzes zu heftigen Zusammenstößen im Landeskirchentage kam, die dem Ansehen der Landeskirche nicht förderlich waren. Alle von der Opposition vorgebrachten Gründe fanden taube Ohren. Die Freie kirchliche Vereinigung hatte schon in den letzten Jahren eine strenge Parteidisziplin geübt; das Gesetz wurde gegen die neun Stimmen der Opposition angenommen.

Mit Recht teilte die „Freie Volkskirche" dies mit unter der Überschrift: „Mit Blindheit geschlagen". Die Anhaltische Landeskirche, einst durch Annahme ihrer freiheitlichen Verfassung vor anderen Landeskirchen ausgezeichnet, hat sich den traurigen Ruhm erworben, der drohenden kirchlichen Reaktion das Beispiel zu geben. Das „Protestantenblatt" stellt nebeneinander: Holland und Anhalt. Zwar kennen viele deutsche Kirchenverfassungen kein Verhältniswahlrecht zu den Kirchenbehörden; es ist aber allgemein Brauch, die einzelnen Richtungen ihrer Stärke entsprechend zu berücksichtigen; wie verlautet, geschieht das auch beim Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß, mit Berechnung bis auf $^1/_{10}$ %. Es ist auch das einzige Verfahren, das dem Charakter der Kirche gerecht wird. Umkämpft von allen Seiten hat die Kirche wie keine

andere Organisation es nötig, alle ihre Kräfte einheitlich zusammenzufassen, vor allem die anhaltische mit ihrer geringen Kirchlichkeit und ihrer starken Kirchenaustrittsbewegung. Folge dieser Verfassungsänderung ist eine Schwächung des Willens zur Kirche und eine Stärkung der freidenkerischen Angriffe, die denn auch prompt unter Berufung auf den Beschluß des Landeskirchentags eingesetzt haben. Die Freie kirchliche Vereinigung, die keine einheitliche Gruppe ist, wird vermutlich bald erfahren, wie verhängnisvoll ihr Beschluß für sie selbst war. Denn die Vertretung der Minoritäten in der Kirchenregierung, in der sie sich ja doch nicht durchsetzen können, bedeutete die Übertragung einer Mitverantwortlichkeit, die die Opposition hinderte und damit die Minderheitsparteien stark belastete.

Am Bedauerlichsten ist die geschehene Behandlung des Bundes der religiösen Sozialisten. Es ist ja nur zu erklärlich, daß diese neue Gruppe starke Kritik an der Kirche übte, und sie ist dabei wohl manchmal über das rechte Maß hinausgegangen. Aber das Auftreten des Bundes im Landeskirchentage hat bereits gezeigt, daß es sich um eine Kritik von den Grundsätzen des Evangeliums aus handelt, und manche Reden seiner Vertreter haben die Aufmerksamkeit auch der Vertreter der Rechten gefunden. Gerade diesen reinen Idealisten sollte man die Aufgabe stellen, ihre Forderungen durch Mitarbeit an den Einzelaufgaben der Kirche gegenüber der Problematik der Verhältnisse, in die eine organisierte Kirche hineingestellt ist, in die Praxis umzusetzen: es würde auch für sie selbst nur heilsam sein. Dazu hat die Mehrheit des Landeskirchentages mindestens den starken Anschein einer Abhängigkeit von bestimmten politischen Gruppen hervorgerufen, und das ist vielleicht das Allerschädlichste an den geschilderten Vorgängen, die hoffentlich anderen Landeskirchen ein abschreckendes Beispiel dafür geben, wie man es nicht machen soll.

Jeßnitz Ewald Stier

Amerikas Christliche und Theologische Studenten-Konferenz und sein Kolonialer Praktikalismus

1. Christliche Studentenkonferenz. 2. Theologische Studentenkonferenz. 3. Kolonialer Praktikalismus

1. Christliche Studenten-Konferenz

Im winterlichen Milwaukee, am Michigan-See, nördlich von Chicago, fand zwischen den Jahren die amerikanische Nationalkonferenz der Christlichen Studenten-Bewegung statt. Schon in der technischen Organisation hatte man sie als Muster amerikanischer Leistung zu empfinden: von den pädagogischen Vorbereitungen bis zu dem in bestimmter psychologischer Methodik aufgebauten und exakt durchgeführten Programm. Die Colleges und Universitäten aller Teile der Vereinigten Staaten waren durch Delegierte vertreten. Die Zahlenangaben schwanken zwischen 2000 und 3000. Vorherrschend war nicht der Graduierte, sondern der junge College-Student — was ganz gewiß wieder den Charakter des Amerikanischen hervorhob. Die Konferenz hatte studentisch sehr populäre Redner und Führer. Da waren der sympathische und allgemein beliebte A. Bruce Curry; der aristokratische und doch so human warme kirchlich liberale Henry Sloane Coffin, der neue Präsident von Union Theological Seminary New York; der sozial-rhetorische Reinhold Niebuhr, Pastor der (Deutsch-) Evangelischen Synode; der sozialreformerische Journalist Kirby Page, Herausgeber von „The World Tomorrow"; der psychologisch-methodisch geschulte modernistische Harrison Elliott; Charles W. Gilkey; M. Johnson; der Neger H. Thurman u. A. mehr. Vor allem aber auch der geistreiche und poetische, lebhaft legere und bisweilen vielleicht nicht ungewollt legere, doch zugleich eindringlich mystizistisch inspirierende G. A. Studdert-Kennedy, Kaplan des englischen Königs, der eigens für diese Konferenz von London herübergekommen war.

Die Konferenz in Programm und Rednern war einseitig vom Modernismus des Union-Seminars New York bestimmt. Aber es erhob sich doch seitens des Auditoriums kein Widerspruch. Im Gegenteil, man spürte deutlich eine allgemeine Bejahung. Es ist in diesem modernen Rationalismus die Religion Jesu (the religion of Jesus), die man will, konzipiert als „Vaterschaft Gottes und Bruderschaft der Menschen", als Glaube an eine gütige Macht schöpferisch weiterführenden Lebens hinter und immanent in dem Universum, die zum humanen Sozialethos des guten Willens und der Sympathie treibt. Man will ein christusgleiches Leben (Christlike Life) in der sozialen Aktionssphäre der Welt. Entspannung freilich, aber zugleich auch Anspannung gibt in allen Schwierigkeiten die naturwissenschaftlich-geschichtliche Entwicklungstheorie. Sie gibt Entspannung in all den Fällen, wo Übel und Sünde, ethische Unfähigkeit als Grundfaktum unserer Lage uns bewußt wird. Sie entschuldigt mit der ganzen biologischen, soziologischen, psychologischen Wissenschaft diese Situation der Beschuldigung. Aber über diese idealistische Entspannung hinaus gibt sie zugleich die idealistische Anspannung, den Prozeß des Fortschritts hinaufzuarbeiten. Sie stellt das Christentum in die aufwärtsführende und aufwärtszuführende Natur-, Religions-, Kultur- und Menschheitsgeschichte. Die Kraftquellen, die der rationalistisch-idealistisch als Vorbild in diesen Linien interpretierte Jesus hat, sind seine Gotteserfahrung und seine Ethik, sein Gebetsleben, seine Haltung am Kreuz.

Doch hier merkte man deutlich den Fehlschlag des Konferenzthemas. Dieses Thema war: „Welche Kraftquellen hat Jesus für das Leben in unserer Welt?" Man hatte also eine gewisse Flügellahmheit, ein gewisses Steckenbleiben der amerikanischen studentischen Jugend erwartet in den Wegschwierigkeiten, das christusgleiche Leben zu verwirklichen. Aber diese Jugend ist noch nicht so weit. Sie ist noch großenteils naiv und anderenteils noch unerschöpft kopfhoch. Sie empfand noch nicht recht das Bedürfnis nach Quellen, neue Kraft zu schöpfen. Sie hatte vielmehr ein Bedürfnis nach ethischen Zielen und Impulsen, und auf der anderen Seite nach Hilfe in bestimmten intellektuellen Konflikten der Gegenwartslage (s. u.). Die Evolution selber ist Impuls, Lösung und Hilfe. Sie ist intellektuelle und ethische Sinngebung der Geschichte und des Lebens. Sie wirkt den göttlichen Weltzweck aus. Sie führt zu immer adäquateren, klareren intellektuellen Erfassungen der Wirklichkeit und zu immer adäquateren, dem Ideal näheren sozialethischen Gestaltungen der Wirklichkeit. Sie ruft zur Mitarbeit auf mit Gott. Es ist hier ein ethisch-warmer sozial-praktischer immanenz-religiöser Evolutionsidealismus auf dem rationalisierten christlichen Traditionsboden lebendig.

Äußerlich beherrschte Studdert-Kennedy das Programm mit seinem ästhetisch-ethischen Mystizismus, der in intuitiven Imaginationen und Visionen das Leben dramatisiert. Er war der Andachtsleiter, der Prediger, der den emotionalen Rahmen und die gefühlsmäßige Sphäre schuf. Und der kirchlich-theistische Liberalismus, dessen sympathische Führer Coffin und Fosdick sind und der die eigentlich bestimmende große Gruppe im Modernismus auf dem kirchlich-theologischen Kampfplatz „Hie Liberalismus, Hie Fundamentalismus" ausmacht, bildete auf der Konferenz den Grund und Boden, aus dem radikalere Tendenzen progressiv-modernistischer vorwärtsschreiten möchten. Es gibt hier ganz verschiedene Gruppen und Persönlichkeiten, von dem psychologisierenden Elliott und dem naiv-szientifischen Physiker R. Milliken bis zu dem leidenschaftlicher sozial aufrufenden bekannten Religionspädagogen George Albert Coe (einer der angenehmsten ernsten Gestalten Amerikas), der sich bewußt überliberalistisch für sozial-konkrete Gegenwartsreligion gegen den Liberalismus als eine apologetisch-traditionelle Religiosität wendet. Aber sie alle tendieren schließlich in einer bestimmten typisch-amerikanischen Richtung: in einer, sei es theoretisch-wissenschaftlich, sei es praktisch-ethisch, naiv-rationalen Konzentration auf das Praktisch-Pragmatisch-Realempirische der tatsächlichen Erfahrungswelt.

Was sind die drängenden Fragen? Es sind zwei Problemgruppen, die die Situation bestimmen. Es ist zunächst die wissenschaftskritische Problematik der Gegenwartslage. Die neue Wissenschaft greift das altförmige Christentum an: historische Kritik, zumal Bibelkritik, naturwissenschaftliche und seelenwissenschaftliche Forschung. Die Naturwissenschaft hat die Naturgesetzlichkeit und den natürlichen Ursachenzusammenhang festgestellt und die Evolutionstheorie betrieben. Das jüngste Stadium dieser Auseinander- und Zueinandersetzung ist charakterisiert durch die „neue Psychologie". Sie findet den Menschen bedingt durch seinen konkret-historischen Weltplatz, durch sein soziales geschichtliches Milieu und seine Erziehung, und geht auf den Determinismus des psychologistischen Ursachenzusammenhangs. Sie entschuldigt ihn und will aufräumen mit den altmodischen Begriffen. Zugleich aber hat sie so in Milieu und Erziehung die unbedingt helfenden Mittel gefunden, den Menschen und die Menschheit pädagogisch für eine bessere Zukunft zu bilden. Im Grunde ganz dieselbe praktische naiv-pragmatische Rationalität des Amerikaners, die sich auf der Gegenseite aus größerer religiöser Erfahrung des dogmatischen Vätererbes fundamentalistisch auf einen starren orthodoxen Biblizismus zurückzieht, gerät hier bei den anderen jüngeren Radikalen in eine Art wissenschaftliches Evangelium (scientific approach; Gegensatz gegen den vorwissenschaftlichen Gottesbegriff). Man will den Einklang mit der modernen Wissenschaft allgemein im Modernismus. Aber hier bannt das Zauberwort moderner empirischer Wissenschaftlichkeit im höheren Stadium der Geschichtsentwicklung gegenüber vergangener antik-mittelalterlicher Unwissenschaftlichkeit bei dem Mangel rechten historischen Einfühlens mit geradezu dämonischer Magie jede Fragestellung in das alleinseligmachende Schema von post-scientific gegen pre-scientific („nachwissenschaftlich" gegen „vorwissenschaftlich") und führt so zu dem Gegenbild eines Wissenschaftsfundamentalismus. Man scheut vor allem den Anthropomorphismus als böse Ketzerei. Vor dem modernen naturwissenschaftlichen Weltbild mit seinem festen naturgesetzlichen Kausalnexus scheint das altmodisch-menschenbildliche Gottesbild mit seiner lebendigen Personalität und Unmittelbarkeit des Handelns in das Museum geschoben werden zu müssen. Man nähert sich naiv dem Naturalistischen. Man beginnt nicht so sehr mit der christlichen Erfahrung und fragt nach der Möglichkeit und Art der Einordnung dieser Erfahrung in das neue naturwissenschaftliche Weltbild, sondern rational-pragmatisch im Bann der empirischen neuen Wissenschaften beginnt man mehr mit dem wissenschaftlich-naturalistisch Gegebenen, mit Naturgesetzlichkeit und Ursachenzusammenhang, und interpretiert dies Gegebene ebenso rational-pragmatisch mehr oder weniger deterministisch. Von hier aus gerät man leicht in die Richtung eines „immanenten Deis-

mus", wie Van Dusen gelegentlich einer klärenden privaten Aussprache es ausdrückte.

Es ist so verständlich, daß es der praktisch-empirischen Art des Amerikaners besonders schwer fällt, von Seiten der Religion die rechten Grenzsetzungen für die neuen empirischen Wissenschaften zu finden.

Die zweite brennende Frage ist die gesellschaftskritische Problematik der Situation. Die Gesellschaftsfragen rufen aus dem Übelstand der Empirie das Christentum an: die Frage des kapitalistischen Systems und des Industrialismus, die ungehemmt gerade Amerikas Wirtschaftsleben beherrschen, die Frage des Nationalismus und der Nationalitäten, die Frage des Pazifismus und Militarismus, namentlich angesichts der Tendenz, militärische Erziehung in den Schulen und Colleges der Vereinigten Staaten durchzuführen. Und nicht zuletzt die auf den Nägeln brennende Rassenfrage, die Frage der Gelben und Schwarzen. Wenn man bedenkt, wie die Neger mehr und mehr in die Erziehungsinstitute drängen mit ihrer wachsenden Zivilisierung, sieht man die Aktualität dieser Frage auch für den jüngsten College-Studenten, dem die Ordnung des Zusammenlebens ethisches Problem sein muß. Rein kirchlich kommt hinzu auch die Frage der unidealen, ungesunden und unpraktischen Zerrissenheit in die vielen Denominationen.

Es ist offensichtlich, daß diese soziale Seite der Situationsproblematik dem amerikanischen praktischen Aktivismus die wichtigste ist. Hier antwortet das im Gewissen getroffene moderne Christentum mit dem prophetisch ernsten wie empirisch-praktischen sozialen Evangelium (social gospel; christianizing the social order) seit der aufrüttelnden „sozialen Erweckung" durch Walter Rauschenbusch. Es ist das eindrucksvollste, lebendigste, wertvollste Stück des Modernismus, sein Atem und Pulsschlag. Es rollt das Blut eines starken Aktivitätsernstes hindurch, der bessere Christentümer mancher Art beschämen könnte. Nur sollte man sich doch sehr davor hüten, die tief genug einschneidenden Kerben des Be-Kehrungsindividualismus allzurasch zu überspringen, und die Gottesgemeinschaft nur als Hinter- und Untergrund für die gebotene ethische Weltgestaltung zu nehmen — und zu leicht zu nehmen. Doch ist auch hier die Tendenz auf das Empirische dieser Welt charakteristisch amerikanisch. Wie die pragmatische Rationalität oben das Christentum theoretisch richtet auf das Empirisch-Diesweltige des Naturalistischen, Biologistischen, Psychologistischen, Soziologistischen, so hier, freilich viel wärmer und lebendiger, praktisch-ethisch auf das Empirisch-Diesweltige der sozialmoralischen Gestaltung.

Zu Wort kam auf der Konferenz also nur der Modernismus, vor allem der progressive. Der orthodoxe Fundamentalismus in extremen oder gemäßigteren Formen kam nicht zum Vorschein. Er scheint in der Bewegung wie überhaupt in der Lebenssphäre des allgemeinen College-Studenten nicht sehr stark vertreten zu sein. Im übrigen sind die großen Gruppen des Luthertums, die doch auch den Auftrag erfahren und haben sollten, mit den Keulenschlägen der reformatorischen Botschaft von Sünde und Gnade diese ernst zu nehmende rationale Haltung zu erschüttern — und zugleich zu stählen, durch die Krisis diese idealistische Dynamis im Knie zu knicken — und durch die Gnadendynamis sie um so innerlicher zu aktivieren, sie sind weithin altsteifer als die anderen auch das Erbe behauptenden Gruppen und verpuppen sich im allgemeinen Leben Amerikas. Die (Deutsch-) Evangelische Synode ist freier und offener, aber noch allzuklein und infolge dieser Freiheit und Kleinheit nur allzuleicht in Gefahr, diesen oder jenen Kopf, den sie hervorbringt, im allgemeinen Strome zu verlieren.

New York Werner Petersmann

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Rußland

Peter der Große wünschte für Rußland ein Fenster nach dem Westen offen zu haben. Heute geht es der westlichen Welt umgekehrt: wir möchten wissen, was in Rußland geschieht und in welche Richtung die gegenwärtigen Bewegungen weisen. Und zwar gilt das sowohl für die russische orthodoxe Kirche als für den russischen Protestantismus. Mit der ersteren können wir uns hier nur befassen, insoweit sie heute ein Grenzproblem für den Protestantismus geworden und in den ökumenischen Lebens- und Arbeitskreis eingetreten ist.

Im Vordergrund unseres Interesses steht dagegen das Schicksal der Evangelischen in Rußland. Es ist bei den Riesenverhältnissen und der Absperrung dieses Reiches schwer, darüber maßgebende Auskunft zu erhalten. Vielfach darf man die Nachrichten, die man hat, aus Rücksicht auf die Übermittler nicht preisgeben. Es lassen sich daher nur Umrisse zeichnen, und auch die noch mit besonderer Vorsicht.

Am nächsten geht uns das Schicksal der lutherischen und reformierten Kirchen Rußlands. Vor dem Kriege schätzte man allein die Zahl der Lutheraner auf 3½ Millionen. Der französische Lutheraner Appia schätzt heute in „Le Temoignage" die übrigbleibende Zahl der Lutheraner auf 900 000, wovon mehr als die Hälfte Deutsche seien. Das ist wahrscheinlich zu tief gegriffen. Von etwa 200 lutherischen und reformierten Pfarrern sind nur noch etwa 70 auf dem Posten, die meisten alt, müde und zermürbt. Viele der jungen haben Rußland verlassen, um ihre Kinder aus der Atmosphäre der russischen Erziehung herauszubringen. Deutschland hat auf einer der letzten Konferenzen des Gustav Adolf-Vereins Maßgebendes über die Notlage der Zurückbleibenden erfahren. Sie leben meistens in drückendsten Verhältnissen und in großer Sorge um die Erziehung ihrer Kinder. Alle sind überlastet. Die meisten haben ja in zwei und drei Sprachen zu predigen, entbehren außerdem die Wohltat des Verkehrs. Es muß ein großes Erlebnis für viele von ihnen gewesen sein, daß sie wieder zu einer Synode zusammentreten konnten. Zahllose Gemeinden sind ohne Pfarrer, suchen aber trotzdem zusammenzubleiben und sich zu erbauen und auch die schwere Last der Steuern für Kirchengebäude zu tragen. Sie haben neuerdings ein Seminar in Leningrad, das auf kräftige Unterstützung durch die amerikanischen Lutheraner angewiesen ist.

Neben diesen lutherischen und reformierten Gemeinden kommen die Baptisten und Methodisten in Betracht. Die Baptisten haben ihr Hauptquartier in Moskau, während die Methodisten ihr Werk von Leningrad aus mehr im Norden betreiben. Ihnen wird von der Regierung nichts in den Weg gelegt. Beide hängen lose zusammen mit den autochthonen evangelischen Bewegungen Rußlands.

Die Methodisten sind bekanntlich vom Sobor seinerzeit eingeladen worden. Über die Beteiligung der Methodistenkirche und der amerikanischen Kirchen überhaupt an solchen russischen Konferenzen gingen die Meinungen zwischen den Bischöfen und heimatlichen Missionsorganen allerdings weit auseinander. Bischof Nuelsen hat darüber seinerzeit in der CW berichtet*).

Dem Volke am nächsten stehen die Evangeliumschristen, die zu einer großen, schwärmerischen Bewegung in urchristlichen Formen angewachsen sind. Es wird schwer sein, zuverlässige Zahlen zu geben. Man hört etwa: eine Million, aber auch sehr viel höhere Zahlen. Die Linien, durch die sie sich von den Baptisten, den Mennoniten und vielleicht abendländischen Gemeinschaftsleuten abheben, sind nicht überall scharf zu erkennen. Ein abendländischer Einfluß ist deutlich lebendig und geht zum Teil zurück auf die Eindrücke, die russische Kriegsgefangene in deutschen Lagern mitbekommen haben.

Über den kürzlich abgehaltenen allrussischen 10. Kongreß dieser Evangeliumschristen in Leningrad im November sickert in jüngster Zeit via Deutschland, Amerika und England allerlei durch, das immerhin einen bedeutsamen Einblick in diese stark anschwellende, hoffnungsfrohe evangelisch-russische Bewegung gewährt. Die allrussische Konferenz — so berichtet das Organ des Missionsbundes „Licht dem Osten" — war von Abgeordneten der verschiedensten Völker und Stämme besucht: Russen, Ukrainern, Weißrussen, Deutschen, Letten, Estländern, Polen, Osseten, Grusinern, Armeniern, Tschuwaschen, Mordwinen, Moldauern. Ein Amerikaner, Karl Borders, fand Zutritt zu dieser Versammlung und vermittelt uns darüber in der Nummer des amerikanischen „Christian Century" vom 10. 2. 27 ein sehr anschauliches Bild. 340 stimmberechtigte Mitglieder waren zugegen, die von Archangelsk hoch im Norden, von Leninikan in Armenien, von den polnischen Grenzen und von Sibirien gekommen waren. Der bekannte russische Evangeliumschrift Prokhanoff führte zum zehnten Mal das Präsidium. Er lernte schon vor 40 Jahren das Evangelium kennen, wie es von den Plymouthbrüdern durch Lord Redstock in Leningrad verkündet wurde. Der sechs Fuß hohe Riese hat eine väterliche Art, die Konferenz zu leiten. Die allrussische Konferenz wurde durch ihn eröffnet durch Verlesen der Regierungserlaubnis. Prokhanoff forderte zum Dank gegen Gott auf, daß er viele Ideale durch die Sowjetregierung habe verwirklichen lassen, besonders für ihre Fürsorge für die Armen und die Arbeiter. Dank wurde auch dargebracht für die religiöse Freiheit und der Segen Gottes auf die Sowjetrepublik und ihre großen Ziele herabgefleht. Prokhanoff war letztes Jahr in Amerika, wo er $ 100 000 gesammelt hat. Die Regierung gab ihm eine besondere Erlaubnis für diese Reise und ermunterte ihn, alles Geld nach Rußland zurückzubringen, das er nur irgendwie in dem kapitalistischen Amerika zusammenlesen könne. Prokhanoff hält mit seiner Liebe zum amerikanischen Christentum, aber auch mit seiner Kritik amerikanischer Sitten nicht zurück. Daß die amerikanischen Pfarrer rauchen, war ihm ganz besonders schmerzlich. Es erscheint ihm nicht unmöglich, daß eines Tages Missionare nach Amerika geschickt würden, statt daß heute das Eindringen amerikanischer Missionare in Europa gefürchtet wird. Es wurde für die Vereinigten Staaten gebetet, besonders dafür, daß die Christen dort das Tanzen und Rauchen aufgeben möchten.

Prokhanoff ist zugleich einer der Vizepräsidenten der Baptist World Alliance, versicherte aber der Konferenz, daß er dadurch die Freiheit und Unabhängigkeit der russischen evangelischen Bewegung in keiner Weise kompromittiert habe.

Unter den Verhandlungen spielte die Stellung zum Militärdienst eine große Rolle. Ein Beschluß erkannte ausdrücklich die Forderung der militärischen Erziehung an.

Dem amerikanischen Berichterstatter fällt vor allem der autoritative und vielfach äußerliche Gebrauch der Bibel auf**). Rußland hungert nach der Bibel. Seit zehn Jahren konnten Bibeln nur in

*) 1924 Nr. 48/49, 50/52.

**) Deshalb ist auch die in der neuen Orthographie neu herausgegebene Bibelkonkordanz des Missionsverlags in Wernigerode so stark begehrt.

geringem Maße eingeführt werden. In den letzten Jahren nur gegen Bezahlung einer Lizenz an die Regierung. Und auch dann noch wurden gelegentliche Bibelpakete als „verbotene Ware" wieder zurückgeschickt. Heute ist nicht nur die Einfuhr freigegeben, sondern in den Regierungsdruckereien selbst kann die Bibel neu gedruckt werden. Den letzten Vorrat der alten russischen Bibeln, ein paar Waggons voll, hat Bischof Nuelsen vor drei Jahren gekauft. Die Ermöglichung des Druckes von Bibeln in Rußland selbst hängt sehr mit seiner weisen und vorsichtigen Behandlung der Lage zusammen.

Die Bewegung der Evangeliumschristen hat einen besonderen Herd in der Ukraine. Das ukrainische Volk scheint überhaupt die Morgenröte eines neuen geistigen Tages zu erleben. Auch die Ukrainer in Galizien wenden sich massenhaft dem Evangelium zu, namentlich innerhalb der Ruthenischen Uniat-Kirche, die sich Rom unterstellt hat und etwa vier Millionen Seelen zählt. Die dortige Bewegung hat sich der Evangelischen Kirche A.B. und H.B. unter D. Zöckler angeschlossen, da in Polen noch das alte österreichische Kirchengesetz gilt, welches nur den Übertritt entweder zur lutherischen oder reformierten Konfession erlaubt. Von Wolhynien aus hat die baptistische Bewegung stark nach Polen übergegriffen.

Der amerikanische Beobachter der allrussischen Konferenz der Evangeliumschristen hat trotz des schwärmerischen und vielfach äußerlichen Bibelgebrauchs einen starken Eindruck von ihrem Leben gewonnen und erregte mit seinem Bericht größtes Interesse in Amerika.

Der amerikanische Protestantismus kümmert sich überhaupt außerordentlich um die religiösen Vorgänge in Rußland. So hat z. B. der bekannte Evangelist Sherwood Eddy im letzten August ein Reiseseminar von 24 amerikanischen Redaktoren, Erziehern, Geschäftsleuten und sozialen Fachleuten nach Rußland geführt, um die Lage dort zu studieren. Zurückgekehrt, sprach er sich nicht mit dem üblichen und erwarteten Abscheu über russische Verhältnisse aus und wurde daher scharf angegriffen. Er antwortete darauf ebenfalls in der „Christian Century". Neben der äußerlich gewahrten Gewissensfreiheit und der religiösen Duldung findet er einen offenen Atheismus, Materialismus und eine bewußte antireligiöse Politik bei der kommunistischen Partei.

Das protestantische Interesse beschränkt sich heute aber nicht allein auf die Lage der Evangelischen in Rußland. Die abendländische evangelische Welt empfindet es mehr und mehr als Pflicht, der gesamten orthodoxen Kirche, die heute eine wahre Märtyrerkirche ist, zu helfen. Dabei dringt auch, nicht zuletzt dank dem Einfluß von Stockholm, mehr und mehr die Erkenntnis durch, daß solche Hilfe nicht besteht in der Missionierung oder der gewöhnlichen Evangelisation der Bevölkerung, sondern in einer Weise, die die orthodoxe Kirche befähigt, für sich selbst neues Leben aus der Berührung mit dem Westen zu gewinnen. Man kann diese Wandlung gerade in Rußland in bemerkenswertem Maße an der veränderten Stellung der Methodisten bemerken. Während sie in manchen Ländern des europäischen Westens ihre Mission unter den Landeskirchen bewußt aufrecht erhalten, haben sie im Osten und vor allem in Rußland selbstlos der russischen Kirche gedient. Vielleicht zuerst mit etwas allzu optimistischen Hoffnungen auf eine lebendige Entwicklung neuerer Bewegungen, die sich von der alten orthodoxen Kirche abgezweigt haben. So ist vor allem durch die Vermittlung der methodistischen Bischöfe Nuelsen und Blake und von Dr. Hartmann mit Erlaubnis der Regierung eine Russische Orthodoxe Akademie in Moskau gestiftet worden. Das wurde durch ein Geschenk von $ 50 000 ermöglicht. An dieser Akademie wirken Professoren der frühern geistlichen Akademien. Die Vorlesungen findet statt im Palast des Patriarchen. Bischof Nuelsen fand das letzte Mal dort etwa 80 Hörer. Die Akademie steht nominell allen russischen Kirchen der verschiedenen Richtungen offen. Ein ähnlicher Versuch in Petersburg ist wegen Mangel an Mitteln nicht in gleicher Weise geglückt. Wie stark aber tatsächlich die Beteiligung der altrussischen Orthodoxie an dem Unternehmen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Alle diese Bestrebungen haben mit vierfachen Widerständen zu rechnen. Einmal mit der Kritik der außerrussischen Emigranten, die die Versöhnung und Mitarbeit mit der Sowjetregierung zurückweisen. Sodann mit dem Mißtrauen oder dem Zögern der altrussischen Orthodoxie, die zwar nominell ihren Frieden mit der Regierung gemacht hat, aber doch bisher nicht in eine lebendige Geistes- und Arbeitsgemeinschaft mit der Kirche der „Erneuerer" treten konnte. Ferner mit der Ablehnung durch die übrigen orthodoxen orientalischen Kirchen, die unter der Leitung des ökumenischen Patriarchates die Verbindung mit den sowjetfreundlichen Kirchenbewegungen verschmähten. Endlich mit der Kritik eines großen Teils des russischen Protestantismus selbst.

Die Evangeliumschristen und vielfach auch die in enger Begrenzung lebenden andern evangelischen Gemeinschaften betrachten die selbstlose Hilfe gegenüber der orthodoxen Kirche fast wie einen Verrat an der evangelischen Sache. Und doch wird es kirchengeschichtlich von größter Bedeutung sein, daß das evangelische Abendland zum erstenmal einer großen, alten, christlichen Kirche zu helfen sucht nicht durch Proselytierung oder Missionspropaganda, sondern dadurch, daß es versucht, ihr selbst die Mittel zur Wiederbelebung der eigenen Kirche in die Hand zu geben. Diese bestehen vor allem in der Bibel und in der Ermöglichung einer neuen theologischen Erziehung, welche die Berührung mit dem Abendland wirksam, aber selbständig verarbeitet. Ob solche Hilfe in Rußland und an russischen Akademien selbst am besten geleistet werden kann oder im Abendland, an besonderen Instituten, ist heute eine offene Frage.

Selbstverständlich haben die mehreren Millionen russischer Emigranten für diese Fühlung mit dem abendländischen Protestantismus eine große Bedeutung. Solche orthodoxe und vor allem russische Zentren finden sich in Berlin, in Warschau, wo der Metropolit Dionysius eine orthodoxe Akademie unterhält, in Prag, in Paris, wo Erzbischof Eulogios auch eine russische theologische Akademie aufzubauen sucht*). Sodann vor allem in London, wo der abendländische Vertreter des ökumenischen Patriarchats, der Erzbischof Germanos von Thyatira, residiert. In England besitzt selbstverständlich die orthodoxe und daher auch die russische Kirche die engste Fühlung mit der anglikanischen Kirche. Es besteht eine besondere Gesellschaft für die Annäherung der anglikanischen und östlichen Kirche, sowie eine besondere von Erzbischof Theophanos geleitete Kommission, die die einzelnen Fragen für ein solches Zusammengehen studiert. Diese Annäherung zwischen der orthodoxen und der anglikanischen Kirche liegt in der Natur der Sache begründet und wird schon seit Jahrzehnten gepflegt. Um so bedeutsamer ist es, daß die russische orthodoxe Kirche in den letzten Jahren nun auch eine direkte Fühlung mit dem abendländischen Protestantismus sucht, vor allem aber mit den amerikanischen Kirchen, besonders dem Federal Council.

Dieses wachsende gegenseitige Interesse aneinander wird anschaulich illustriert durch einen Briefwechsel zwischen Hans Ehrenberg und Bulgakoff, der im Oktober und November 1926 in dem „Putj" (La Voie), dem russischen Organ der orthodox-russischen theologischen Akademie in Paris, erschien. Diese Akademie steht unter dem Patronat des Erzbischofs Eulogios, dem das westliche Emigrantentum unterstellt ist, allerdings nicht ohne Anfechtung von Seiten russischer kirchlicher Führer in Berlin und der Emigrantensynode von Carlovci in Jugoslavien. In diesem Briefwechsel wird die Herausarbeitung eines überkonfessionellen christlichen Glaubens empfohlen, an dem die Kirchen teilhaben, ohne daß der Einzelne seine ursprüngliche Glaubensform zu verneinen hätte. Zu diesem Zweck wird eine vergleichende Betrachtung gefordert. Mit Recht weist Bulgakoff dabei darauf hin, daß der Protestantismus außer dem Bibeltum nichts besitze, was ihn bindet, währenddem die Orthodoxie durch eine starke Tradition gehalten ist. Bulgakoff bekämpft aber in dieser Auseinandersetzung selbstverständlich nicht dieses Bibeltum, sondern die Mission, die von protestantischen Kirchen innerhalb der orthodoxen getrieben wird. Diese Klage wurde auch in Stockholm und Bern bei einem Gastmahl, zu dem das Federal Council sämtliche orthodoxe Vertreter eingeladen hatte, von diesen in freundlicher Weise dem Protestantismus gegenüber erhoben. Am russischen Protestantismus, vor allem in der Form des Stundismus, übt Bulgakoff scharfe Kritik, weil er antikirchlich sei, ja von einem Haß gegen die Kirche getragen werde, wobei die Kirche selbstverständlich in orthodoxem Sinne verstanden wird. Er hält ihm vor, daß es ihm an der Kultur des westlichen protestantischen Bibeltums fehle, und daß er statt dessen nur den Hochmut der vermeintlichen Einfachheit besitze, die fälschlicherweise der frühchristlichen gleichgestellt würde. Bulgakoff sieht im echten Bibeltum den möglichen gemeinsamen Boden und gibt zu, daß die Orthodoxen es nötig haben, die Bibel besser kennen und lieben zu lernen. Auch die wissenschaftliche Aufklärung wird als Dienstleistung des Protestantismus gegenüber der Orthodoxie durchaus anerkannt, nicht aber seine missionarische Tätigkeit. „Wir wollen gerne aus euren Händen die Bibel annehmen in kritischer Ausgabe und mit wissenschaftlichen Kommentaren; doch lehnen wir jede Evangelisation ab, die von der Kirche trennen kann. In dieser Beziehung haben die Orthodoxie und der römische Katholizismus die gleiche Stellung gegenüber dem Protestantismus."

Das russische und überhaupt das orthodoxe Problem gewinnt für den gesamten Protestantismus damit wieder eine weltgeschichtliche Größe. Es bedeutet Aufgaben, die wir kaum erst buchstabieren können, um so mehr, als sich die abendländische Welt darin von allem fernhalten muß, was irgendwie wie eine Hineinmischung in die politischen Verhältnisse Rußlands gedeutet werden könnte.

Zürich Adolf Keller

Vom Katholizismus der Gegenwart

Das Konkordat

Die Erörterungen über das Konkordat sind nunmehr zu einem gewissen Stillstand gekommen. Es ist deutlich, daß das Konkordat nicht so bald kommt, als zunächst angenommen wurde. Als Ertrag der Auseinandersetzungen kann festgestellt werden:

1. Der Kurie und mit ihr den deutschen Katholiken liegt sehr viel an einem Konkordat mit Deutschland. Es wäre dies eine Anerkennung der internationalen Stellung des Papstes seitens eines in der Mehrzahl unkatholischen Landes zu einer Zeit, in der in unzweifelhaft katholischen Ländern der alten und der neuen Welt die Streitigkeiten mit der Kurie nicht abreißen wollen. Staatlicherseits scheint man sowohl im Reich wie in Preußen

*) CW 1925, 11/13, 248 f.; 1926, 12, 610 f.

mehr zurückhaltend zu sein. Jedenfalls ist dieses Moment des Prestiges der Kurie (daß man Pacelli nicht ganz mit leeren Händen abziehen lassen möchte) ein Plus zu Gunsten des Staates.

2. Es wird sowohl im Reich als in Preußen unterhandelt. Eine Komplikation entsteht dadurch, daß das Konkordat im Reich mit Hilfe der Rechtsparteien, in Preußen mit Hilfe der Linksparteien ratifiziert werden müßte. Dadurch sind beträchtliche Verschiedenheiten gegeben. Im ersteren Falle können die Bestimmungen über die konfessionelle Schule in das Konkordat aufgenommen werden bis zu der Begrenzung, welche durch den Rahmen der Reichsverfassung vorgesehen ist. Im zweiten Fall ist das nicht möglich. Unter den Linksparteien sind es insbesondere die Demokraten, welche für die reinstaatliche Hoheit in der Schule so weit eintreten, daß auch eine weitere Festlegung der Bestimmungen in der Reichsverfassung von ihnen nicht ertragen werden könnte. Die Deutsche Volkspartei scheint als Fortsetzerin der alten liberalen Tradition ein Konkordat in jeglicher Form ablehnen zu wollen. Auch unter den Deutschnationalen gibt es eine große evangelische Gruppe, die das Konkordat teils aus kirchlichen Motiven, teils aus Rücksicht auf ihre Wählerschaft nicht mitmachen kann. Der Sozialdemokrat Sollmann erklärte: „Die Frage des Reichskonkordats beurteilen wir durchaus mit dem Respekt, den die große kulturelle Weltmacht des Vatikans verdient."

3. Die Erträgnisse, die ein Konkordat für den Staat bringen sollte, sind eine neue Circumscriptio der Bistümer namentlich im Osten unter weitestgehender Berücksichtigung der deutschen Sprachgrenze, sowie Bestimmungen über die Bischofswahlen, welche das Wahlrecht der Domkapitel und eine Mitwirkung der staatlichen Instanz in irgendwelcher Form sichern würde. Gegen Zugeständnisse auf diesen beiden Gebieten könnte der Staat in der finanziellen Auseinandersetzung mit der Kirche Konzessionen machen.

4. Noch stark umstritten ist die Frage, ob zu einem solchen Kompromiß die solenne Form des Konkordats notwendig ist, oder ob man nicht vielmehr das, was man vor 100 Jahren eine Konvention im Unterschied vom Konkordat nannte, staatlicherseits anstreben müsse. Eine nebeneinandergehende, einerseits kirchliche, andererseits staatliche Veröffentlichung der Resultate der Verhandlungen würde dem Großteil der Evangelischen zweifellos sympathischer sein, weil damit die Form eines internationalen Vertrages mit einem ausländischen Souverän, der zugleich die inländischen Katholiken zu vertreten den Anspruch erhebt, vermieden wird. Anderseits ist es ja eine rein taktische Frage, ob man nicht staatlicherseits auf den von den Katholiken überbetonten Wert des Konkordats eingehen soll, wenn er von der Kurie mit genügenden Konzessionen bezahlt wird.

5. Die von dem früheren Staatspräsidenten in Baden, Dr. Hellpach, stark unterstrichene und von der Frankfurter Zeitung in mehreren Artikeln aufgenommene Frage, ob der Staat bei einem solchen Konkordatsabschluß nicht die Pflicht habe, den liberalen und religiösen Katholizismus im Gegensatz gegen die ultramontane Politik zu unterstützen, läßt man am besten außer Ansatz. Denn dem Staat gegenüber fühlen sich alle Katholiken als einheitliche, mit dem Papst zusammengehörige Größe; nur wenn sie untereinander sind, unabhängig vom Staat, machen sich die verschiedenen Richtungen der innerkatholischen Auseinandersetzung geltend.

6. Aus allen diesen Gründen spricht sehr wenig für die solenne Form des Konkordats, die immer mehr einem veralteten Staatsbegriff zu entsprechen scheint. Nicht der Staat, sondern die deutschen Katholiken haben dafür zu sorgen, daß in Breslau nicht ein polnischer und in Trier nicht ein französisch gesinnter Geistlicher zur bischöflichen Würde gelange und wertvolle Rechte des Deutschtums in den Grenzgebieten preisgebe. Glaubt man aber durch internationale Verträge mit der Kurie den konfessionellen Frieden besser wahren zu können, so sollte staatlicherseits jedenfalls die Anerkennung der Mischehe durch die Kirche unter allen Umständen ein Vertragspunkt sein.

7. Jedenfalls ist sicher, daß sowohl ein preußisches Konkordat als ein Reichskonkordat, falls es kommen sollte, ein ganz anderes Gesicht haben wird, als das bayrische Konkordat. Dieses hat das Schicksal, das es verdient: nämlich, daß man allgemein anerkennt, daß hier gezeigt worden sei, wie man es nicht machen dürfe.

Von Konkordats-Verhandlungen in anderen Ländern ist der Stand gegenwärtig der, daß in Rumänien das schon vereinbarte Konkordat infolge von Widerständen im Lande nicht ratifiziert werden kann. In Jugoslavien scheinen die Verhandlungen weit gediehen zu sein; es sind, wie man hörte, insbesondere Zugeständnisse bezüglich der altslavischen Kirchensprache hier in weitestem Maße vorgesehen worden. Aber eben das schafft bei den deutschen und ungarischen Katholiken, die zu Jugoslavien gehören, die stärksten Widerstände. In der Tschechoslowakei suchen deutsche und slowakische Katholiken innerhalb der gegenwärtigen Regierungskoalition die wieder aufgenommenen Beziehungen mit dem Vatikan zu kräftigen. Doch kam es noch nicht zu Konkordatsverhandlungen; vielmehr erklärte der Außenminister Benesch vor kurzem, daß man gewillt sei, die durch Mittelspersonen, z. B. den Erzbischof von Prag, geführten Verhandlungen staatlicherseits durch Gesetz festzulegen.

Es sei noch einmal daran erinnert, daß Konkordate seit dem Kriege abgeschlossen worden sind: 1922 mit Lettland (Acta Apostolicae Sedis 14, 577 ff.), 1924 mit Bayern 17, 41 ff.), 1925 mit Polen (17, 273 ff.).

In diesem Zusammenhang muß hingewiesen werden auf die neue Schrift von Carl Mirbt: **Das Konkordatsproblem der Gegenwart.** (Protestantische Studien 8, Verlag des Evangelischen Bundes Berlin W 10, 2. Aufl. 1927. 60 S. 1.25 M.) Als Zusammenstellung aller Materialien über die Konkordatsfrage durch einen Kenner ersten Ranges ist dieses Schriftchen Jedem, der sich mit dem Konkordat beschäftigen will, aufs wärmste zu empfehlen.

Marburg Heinrich Hermelink

Die wirtschaftliche und soziale Lage

Zeichen der Weltwende: Der Kongreß gegen koloniale Unterdrückung in Brüssel — Abwehr der Gefahren der Kartellierung — Die Opfer der Weltwende: Das Arbeitslosenheer Europas — Löhne und Arbeitszeit im Jahre 1926

In den vergangenen Berichten habe ich mich bemüht, unsere deutsche Lage immer im Zusammenhang mit der gesamten Weltlage zu schildern; dann nur bekommt das Bild die richtige Perspektive, so nur ist es möglich, die eigentlichen Ursachen zu erkennen und nicht etwa irgendwelchen inländischen Faktoren die Schuld an etwas zuzuschreiben, das durch eine weltwirtschaftliche Tatsache verursacht ist. Da ist Heilung dann selbstverständlich nur möglich, wenn Gelegenheit gegeben ist, auf die weltwirtschaftlichen Zustände regulierend einzuwirken. Die Leser werden erkannt haben, daß wir in der Tat inmitten einer Weltwende stehen, wie sie in ähnlichem Ausmaß die Menschheitsgeschichte nicht erlebt hat — eine Weltwende, viel größer, als die abstrakten Köpfe, die gerne von ihr reden, vorläufig begreifen können.

Wenn ich bisher meine Berichte auf diesen Punkt eingestellt habe in der Absicht, daß wir die Größe der Zeit und die sie begleitende Not verstehen lernen, wenn der Inhalt der Weltenwende der ist, daß Europa, ja vielleicht sogar die weiße Rasse mehr und mehr aus dem Mittelpunkt der Weltbedeutung geschoben wird und sie lernen muß, andere Völker und Rassen als autonom neben sich anzuerkennen, so findet diese Auffassung durch verschiedene neuere Ereignisse ihre Bestätigung. Von der nationalen Autonomiebewegung in China will ich nicht ausführlich reden, sie ist als deutliches Zeichen der Weltenwende in aller Munde. Ebenso will ich nicht näher eingehen auf die Neuorganisation des britischen Empire, das sich im letzten Jahre auf seiner Reichskonferenz von einem Kolonialreich in eine Art Staatenbund gewandelt, also seinen ehemaligen Kolonien weitgehende Selbständigkeit eingeräumt hat unter dem Druck der neuen Tatsachen, fast nur mehr zusammengehalten durch das politische und wirtschaftliche Selbstinteresse der Gliedstaaten. Sollte einmal irgendwo dies Selbstinteresse anderweitig besser befriedigt werden können, dann steht das ehemals machtvoll in London zentralisierte Empire vor der entscheidenden Frage seiner Existenz. Ein drittes Ereignis möchte ich der weitesten Beachtung empfehlen, weil es ein schrecklich deutliches Schlaglicht auf die Weltsituation wirft und wahrscheinlich im Gefühl der Peinlichkeit für die Stellung Europas von den deutschen Zeitungen selten gebührend gewürdigt wurde: den Kongreß gegen koloniale Unterdrückung in Brüssel, der Mitte Februar stattfand. Menschen aller Völker und Rassen, die sich sonst so fremd wie möglich waren, weil sie aus den verschiedensten Winkeln der Erde zusammengekommen waren: Engländer, Deutsche, Franzosen, Amerikaner, Mexikaner, Inder, Chinesen, Indochinesen, Neger, fanden sich im leidenschaftlichen Protest gegen den europäischen Kolonialimperialismus zusammen. Gewiß war es erschütternd, ihre Schilderungen von Unterdrückung und Versklavung anzuhören; aber entscheidend ist doch die Tatsache, daß ein solcher Kongreß in Europa überhaupt möglich geworden war, daß mit leidenschaftlichem Feuer und hoher Intelligenz geredet und damit der sichtbare Beweis geliefert wurde, wie weit schon die Kolonialvölker erwacht sind und ihre Selbständigkeit und Freiheit fordern. Zweifellos ist diese national freiheitliche Rassenbewegung mit den geistigen und materiellen Hilfsmitteln von Sowjet-Rußland entfacht und geschürt mit dem Zweck, den westlich-bürgerlichen Kapitalismus zu unterminieren, zweifellos hat dieser Kongreß kaum eine schnelle, unmittelbare Wirkung; aber man hat Stichflammen gesehen, deren Feuerherd sich nicht mehr ersticken läßt. Neben vielen andern ist auch dieser Kongreß ein Zeichen dafür, daß die schwarze und gelbe Rasse erwacht. Der politische Weg der weißen Rasse kann nur der sein: diese Autonomiebestrebungen nicht zu unterdrücken, weil es zwecklos wäre, sondern sie wachsen zu lassen, sich aber selbst zusammenzuschließen, um sich ihnen gegenüber zu behaupten, statt sich im Kleinkampf und der Aufrechterhaltung einer bis zum Ende dieses Jahrhunderts vertraglich festgelegten gegenseitigen Schuldknechtschaft (worüber später Genaueres) zu zerfleischen. Wir müssen das Ende dieser Entwicklung ins Auge fassen, das „Kolonien" nicht mehr kennt, sondern lauter autonome Völker auf dieser Erde, die sich gegenseitig mit dem geistigen und materiellen Gut, das sie haben, dienen. Ob es ein langer oder kurzer Weg bis dahin

sein wird, vermag Niemand zu sagen, ist auch gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß wir bereits auf dem Wege dahin sind.

Etappen dahin rein wirtschaftlicher Art sind die internationalen Zusammenschlüsse der Privatindustrie in Form von Kartellen und Trusts. Darauf wurde schon öfter hingewiesen, auch auf die Gefahren, die solche Zusammenschlüsse für die Verbraucherschaft mit sich bringen. Die mit der wirtschaftlichen Aufteilung der Rohstoffgebiete und Absatzmärkte geschaffenen Schwierigkeiten der Privatindustrie haben zu zahlreichen horizontalen Verständigungen über Produktion und Absatz geführt, mit der Absicht, dadurch einen zwar geringen, aber bequemen Gewinn zu sichern, d. h. sich in die vorhandenen, heute beschränkteren Gewinnmöglichkeiten zu teilen. Bei dieser Wirtschaftsform handelt es sich gar nicht mehr um Ansporn der Unternehmertätigkeit, sondern, wie die Satzungen der Internationalen Rohstahlgemeinschaft auf das Deutlichste zeigen, geradezu um eine Unterdrückung und Eindämmung der selbständigen Unternehmungslust. Man mache sich diese Wandlung der kapitalistischen Wirtschaft einmal klar: der Privatkapitalismus ist auf dem Wege, gerade das, was ihn im Hinblick auf die Gesamtwirtschaft empfahl, auszuschalten. Er wird private Monopolwirtschaft, die, wenn sie gelingt, die weiterverarbeitenden Industrien und die Verbraucherschaft gänzlich von sich abhängig macht. Dagegen würde nur eine ebenso starke Verbraucherorganisation, die vielleicht aus eigenen Mitteln genossenschaftliche Konkurrenzbetriebe errichtet, helfen. Wir besitzen sie erst in verschwindendem Ausmaß in Unternehmen wie z. B. die große Hamburger „Produktion" oder den faschistischen Konsumgenossenschaften in Italien. Einstweilen hat diese notwendigen Abwehrfunktionen der Verbraucherschaft die organisierte Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenschaft übernommen. Freilich nicht durch direkten Angriff, sondern durch den Appell an den Staat.

Etwa Mitte Februar richteten die Spitzenorganisationen der Gewerkschaft eine Eingabe an die Reichsregierung, den Reichstag und den Reichswirtschaftsrat, worin auf die Zunahme der Zusammenschlüsse im Handel und der Industrie hingewiesen und die Abwehr der daraus folgenden Gefahren gefordert wird. Dabei wird die Organisation dieser Abwehraktion bereits umrissen. Es wird verlangt: Errichtung eines Kontrollamts für Kartelle und Unternehmungsorganisationen, die geeignet sind, wesentlichen Einfluß auf die Preisbildung am Markt auszuüben; für die einzelnen Industriezweige sind Fachausschüsse einzurichten; Gewerkschaften und Unternehmer sollen in gleicher Zahl vertreten sein; sie werden ernannt vom Reichswirtschaftsrat; dieses Amt hat ein öffentliches Register über alle Kartelle und seine Verordnungen zu führen, die rechtlich nur insoweit gültig sind, als sie da aufgeführt sind; hat Untersuchungen über die Wirkung auf die Marktpreise zu führen mit den Rechten und der Gewalt eines Untersuchungsrichters im Strafverfahren, kann Vereinbarungen aufheben oder abändern; Berufung an das Kartellgericht ist vorgesehen; hat regelmäßig an Reichstag und Reichswirtschaftsrat Bericht zu erstatten. Das gilt natürlich nur für die nationalen Kartelle. Für die internationalen, worüber die Macht des Einzelstaates nicht ausreicht, soll eine ähnliche internationale Kontrollorganisation angestrebt werden, mit Hilfe des Völkerbundes. — Diese Eingabe wurde unterzeichnet von den freien, christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, dem Afabund und Deutschen Beamtenbund. Dieser Schritt erweist sich als notwendig. Ob er wirksam ist, erscheint mir fraglich; denn der Staat, an den sich die Eingabe wendet, ist ein „demokratisches" Gebilde, und es hängt sehr von den jeweiligen mächtigen Strömungen ab, ob ein solches Kartellkontrollgesetz verwirklicht und, wenn verwirklicht, wie es durchgeführt wird. Sollte sich die Macht dieser Monopole, was nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, bis in die Parlamente erstrecken, dann erweist sich dieser Weg als hoffnungslos. Aber welcher Weg dann? —

Eine Weltwende vollzieht sich nicht ohne die Begleiterscheinung der Not derjenigen, die dabei unter die Räder kommen. Über die Verschiebung des wirtschaftlich-industriellen Schwerpunkts von Europa hinweg war schon des öfteren die Rede. Und die Leidtragenden dieser Verschiebung sind die Arbeitslosenheere, die zu einer ständigen Tatsache geworden sind. Ihre Zahl schwankt innerhalb gewisser Grenzen, aber ein minimaler, gewaltig hoher Grundstock bleibt immer bestehen. Ein Blick auf die Arbeitslosigkeit Europas im Jahre 1926 zeigt das. Die Bewegung der Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in Deutschland ist folgende: Januar 2 030 646, Februar 2 055 928, März 1 942 011; dann besserte sich die Arbeitslage dauernd, so daß am 1. Dezember 1 369 014 (darunter 245 146 weibliche), am 15. Januar 1 834 000 Hauptunterstützungsempfänger gezählt wurden. Diese Zahlen umfassen aber nicht alle Arbeitslosen, nämlich alle die nicht, welche die Bedingungen des Empfangs der Unterstützung nicht erfüllt haben, die schon Ausgesteuerten und die teilweise Arbeitslosigkeit der Kurzarbeiter. So wird die Arbeitslosenzahl von „Wirtschaft und Statistik" um die Jahreswende auf 1 850 000 geschätzt; nimmt man auch die unbeschäftigten „selbständigen" Existenzen hinzu, dann dürfte eine zwei Millionen überschreitende Zahl zum Vorschein kommen. Für England gelten ähnliche Zahlen, da ist die Arbeitslosigkeit seit langem eine ständige Erscheinung und erreichte 1921 die Höchstzahl mit 1 957 446. Nachdem sie 1924 auf 1,1 Million gefallen war, stieg sie wieder an, 1926: September 1 648 322, Oktober 1 635 886, November 1 626 235. Aber auch dort sind mit diesen Zahlen nicht alle Arbeitslosen umfaßt, insgesamt sollen sie auch dort erheblich über zwei Millionen betragen. Für die anderen Länder, die meist keine festorganisierte Arbeitslosenunterstützung und daher keine genaue Statistik haben, werden die Feststellungen entweder aus den Angaben der Gewerkschaften errechnet, oder sie müssen geschätzt werden. Besonders groß war die Arbeitslosigkeit um die Jahreswende in Norwegen und Dänemark, wo sie 22 % der organisierten Arbeiterschaft betraf, geringer in den Niederlanden mit 7,4 %. Danach treffen auf die Niederlande 120 000, Schweden 100 000, Norwegen 100 000, Dänemark 155 000 Arbeitslose. Nach derselben Methode kann man für Ungarn 150 000 ermitteln. Für Frankreich werden mehrere Hunderttausende, für Polen 200 000 geschätzt. Österreich führt genaue Statistik, danach waren im November 1926 168 757 Personen als arbeitslos unterstützt. In den angeführten Ländern beträgt die Arbeitslosigkeit durchschnittlich 10 bis 12 % der Arbeitnehmer oder 6 bis 6,5 Millionen Personen. Die Angaben der übrigen Länder sind dürftig und nicht zu ermitteln; mit ihnen würde unter Ausschluß von Sowjetrußland das Arbeitslosenheer etwa 8—9 Millionen betragen. (Nach „Vorwärts" vom 11. 1. 27, 2. Beilage.)

Diese Dauererscheinung wird nur schwach in ihrer Furchtbarkeit gemildert durch die Tatsache der „unechten" Erwerbslosigkeit. Seit Oktober ist in Deutschland die Erwerbslosenziffer um 440 000 gestiegen, trotzdem in der Industrie ein Rückgang des Beschäftigungsgrades nicht zu verzeichnen ist. Diese Steigerung wird verursacht durch die Bauarbeiter und die land- und forstwirtschaftlich Beschäftigten. Und in letzteren Kreisen wird die Erwerbslosigkeit zum Teil künstlich hochgeschraubt, indem sich Leute auf einem anderen Hof eine gewisse Zeit zum Schein verdingen, um dann als Arbeitslose die Unterstützung in Empfang zu nehmen; auch im Großgrundbesitz werden Leute während des Winters entlassen, sie beziehen Arbeitslosenunterstützung, bleiben aber in ihren Wohnungen und tun, wie sonst im Winter auch, kleine Arbeiten auf dem Hofe; dort sind die Arbeitsverhältnisse wie vor dem Kriege, nur daß man sich durch Schlauheit für den Winter die Arbeitslosenunterstützung zu Nutze machen kann. Auch in den Städten dürfte es Fälle der unberechtigten Ausnutzung der Unterstützung geben; aber sie alle sind nicht so zahlreich, um die Erkenntnis zu verwischen, daß die Arbeitslosigkeit tiefere, weltwirtschaftlich begründete Ursachen hat.

Es dürfte interessieren, welche Arbeitslöhne in Deutschland im Jahre 1926 tariflich festgesetzt waren. Nur ist es ungeheuer schwer, einen richtigen Gesamteindruck davon zu vermitteln, da die Löhne nach Berufsarten, Orten und Geschlecht sehr verschiedenartig sind. Von einer „Starrheit" der Festsetzung kann man hier wirklich nicht reden. Zunächst die Löhne der weiblichen Vollarbeiter (die Angaben gelten nur für die Stunde). Sie sind am höchsten in der Textilindustrie, wo in Stettin 75, in Aachen 69,5, in Augsburg 64,5, in Karlsruhe 65, in weiteren Orten immer weniger bis zu 40,5 Pfennige in Nordhausen gezahlt werden. Zwischen 40 und 65 Pfennige bewegen sich die Löhne der Brauereiarbeiterinnen, ähnlich Anlegerinnen und geübte Arbeiterinnen in der Buchbinderei; die geringsten Löhne erhalten ungelernte Arbeiterinnen der Metallindustrie (Gleiwitz 21 bis Chemnitz 46 Pfennige) und der Reichseisenbahn (Brandenburg 34 bis Berlin und Stuttgart 48 Pfennige). Die männlichen Arbeiter bezogen ähnlich verschiedene Tariflöhne. Am höchsten sind die Stukkateure bezahlt, die bis zu 160 Pfennigen (Breslau) in der Stunde verdienen, ebenso die Ofensetzer bis zu 160 Pfennigen in Dortmund und Düsseldorf. Hohe Löhne beziehen auch die Steinmetzen (Köln 145 bis Frankfurt a. O. 90 Pfennige), die Maurer (Berlin 125 bis Gleiwitz 82 Pfennige), ebenso die Zimmerer; mittlere die Buchdrucker (Aachen 100 bis Ulm a. d. D. 92 Pfennige; in diesem Beruf fällt die starke Gleichmäßigkeit zwischen den einzelnen Orten auf), die Textilarbeiter (Stettin 105 bis Breslau 48,4 Pfennige, große Schwankung zwischen den Orten!); ähnlich die Brauereiarbeiter, die Maßschneider, Mühlenarbeiter; die geringsten Löhne bezahlt die Eisenbahn bei Ungelernten (Königsberg 45 bis Hamburg 69 Pfennige) und bei gelernten Handwerkern (56 bis 89 Pfennige in denselben Städten). Die Landarbeitertarife (worüber schon einmal berichtet) schwanken, den Deputatlohn nach dem jeweiligen Börsenpreis der Naturalien berechnet, bei weiblichen Vollarbeitern zwischen 14 und 31,2 Pfennigen und bei den männlichen Vollarbeitern zwischen 31,92 und 46,08 Pfennigen. Die Tariflöhne der Bergarbeiter werden nach „Schichten" bezahlt; danach verdient der Vollhauer im Gebirge Ruhr 8.40, in Bayern 4.40 und Mansfeld (Kupfer) 4.10 Mark; der Hilfsarbeiter über Tage Ruhr 6.25, Bayern 3.52, Mansfeld 3.80 Mark. Dazwischen viele Abstufungen. Der Durchschnitt des Gesamtstundenlohns von allen Berufen in allen Orten beträgt 87,1 Pfennig gegen 87,0 Pfennig im Jahre 1925. Das sind die Tariflöhne; damit ist über das wirkliche Einkommen des Arbeiters noch nicht viel gesagt; dieses letztere wird bestimmt davon, wie lange er arbeitet, wie oft der Lohnbezug durch Krankheit und Arbeitslosigkeit unterbrochen ist, wie viele Abzüge gemacht werden usw. Was die Lebenshaltung des Arbeiters im Durchschnitt betrifft, so kann man sagen, daß die meisten Tariflöhne ausreichend sind zu einer menschlich wür-

digen Lebensführung, aber nur unter der Voraussetzung, daß sie das ganze Jahr bezogen werden können, die Familie mit nur wenig Krankheit heimgesucht wird und die Kinderzahl eine beschränkte bleibt. Seit Mitte 1925 hat übrigens die Kurve des Lebenshaltungsindex die des Lohndurchschnitts langsam, aber ständig steigend überholt. (Die gesamte Statistik der Tariflöhne findet sich in der „Gewerkschaftszeitung" 1927 Nr. 7.) Zu diesen Löhnen treten noch in verschiedenen Berufsgruppen verschiedene „soziale" Zuschläge, d. h. Frauen- und Kinderzuschläge, z. B. Metallindustrie Familienzulage Aachen für Kopf und Schicht 10 Pfennige, Augsburg, München, Nürnberg für Frau und jedes Kind 1,2 Pfennige pro Stunde, Brauereiarbeiter 2.30—3.00 Mark pro Woche Hausstandsgeld usw. Verhältnismäßig hoch sind die Familienzuschläge bei der Eisenbahn: 3 Pfennige pro Kopf und Stunde. So erfährt die Forderung nach dem Familienstandslohn eine gewisse Erfüllung. Die meisten vollarbeitenden Männer haben nach einer im „Reichsarbeitsblatt" veröffentlichten Statistik einen Bruttoverdienst von 29—30 Mark pro Woche; bei den Arbeiterinnen liegt der Verdienst um 10 Mark niedriger. Das sind die am häufigsten vorkommenden Massenverdienste.

Ebenso wie der tatsächliche Stand der Lohnverhältnisse wird interessieren, in wie langer täglicher oder wöchentlicher Arbeitszeit der Industriearbeiter tätig war. Auch hier liegt eine vom Reichswirtschaftsminister veranlaßte Erhebung vor, die bei der Schwierigkeit solcher Feststellungen auch nur einen Bruchteil der deutschen Industrie umfassen konnte, nämlich die Metall-, Textil-, Leder-, Maschinen- und Tabakindustrie. Aber auch hier konnten nur 17—33 % aller dort beschäftigten Arbeiter mit einbezogen werden. Danach arbeiteten über 48 Stunden wöchentlich im April 1926 von 743 686 Arbeitern 213 045, im Juli von 721 413 Arbeitern 260 082, im Oktober von 745 621 Arbeitern 394 996. Im Oktober standen 52,97 % dieser Arbeiterschaft in einer die 48-Stundenwoche überschreitenden Überarbeit. Von diesen Überarbeitern standen in Arbeit wöchentlich über 48—50 Stunden 5,57 %; über 50—52 Stunden 13,91 %; über 52—54 Stunden 25,76 % (die höchste Zahl!), über 54—56 Stunden 7,02 %; über 56—58 Stunden 0,83 %; über 58—60 Stunden 0,57 % (immerhin noch 4268 Arbeiter); über 60 Stunden 0,11 % = 843 Arbeiter. Die Steigerung der Arbeitszeit hat also im Laufe des Jahres 1926 erheblich zugenommen, wenn man das Ergebnis dieser Teiluntersuchung auf die gesamte Arbeitszeitlage ausdehnen darf. Als Gründe für die Überarbeit werden angegeben die Notwendigkeit, plötzlich auftretenden starken Bedarf an Waren zu befriedigen, die Häufigkeit von Aufträgen mit kurzen Lieferfristen, der gelegentliche Mangel an besonders qualifizierten Facharbeitern, endlich der Wunsch der Arbeiter selbst, durch Mehrarbeit den Lohnausfall durch früher verkürzte Arbeitszeit auszugleichen. Ausdrücklich sagt das Reichsarbeitsblatt (Nr. 5), daß diese Gründe von den Arbeitgebern angeführt wurden („Der Deutsche" 1927 Nr. 40). — Wir werden uns noch öfter mit der Frage der Arbeitszeit beschäftigen müssen, namentlich im Hinblick auf das zur Debatte stehende und von beiden Seiten schwer umstrittene Arbeitszeitgesetz. Heute nur soviel, daß sich die gesamte große, mittlere und kleine Presse gegen gewisse Einschränkungen der Arbeitszeit durch das Gesetz wehrt mit der Begründung, daß unser hochentwickeltes Nachrichtenwesen im Hinblick auf schnellste Übermittlung von Ereignissen an die Kenntnis des Publikums die Möglichkeit von Über- und Sonntagsarbeit fordere, sonst würden wichtige Nachrichten zu spät bekannt werden. Ich halte diese Begründung für durchaus fraglich; denn für das Gesamtpublikum ist es völlig gleichgültig, ob es ein Ereignis beim Völkerbund in Genf oder einen Reichstagsbeschluß oder eine Ministerrede oder ein Gerichtsurteil oder den Kurszettel oder ein Erdbeben vielleicht einmal 24 Stunden später erfährt oder nicht. Eine geordnete und geregelte Arbeitszeit ist wichtiger als die Befriedigung der sensationslüsternen Neugier des Publikums. Die Wichtigtuerei, mit der gewisse Leute nach den neuesten Zeitungen schreien, ist lächerlich. Und Leute, die es angeht, Regierungsmitglieder, Abgeordnete usw. haben für solche Fälle gewiß andere Wege des Nachrichtenempfangs; im Notfall gibt es ja für sie Telephon zu den Nachrichtenzentralen. Dieses Hasten in der Zeit ist überhaupt vom Übel und schafft unnötige Aufregung. Und ein gewisser preußischer König hatte nicht so Unrecht, wenn er auf die Vorlage eines Projektes einer Bahnlinie zwischen Berlin und Potsdam hin antwortete, er könne nicht einsehen, welchen Vorteil es habe, so schnell zwischen Potsdam und Berlin hin- und herfahren zu können (cum grano salis verstanden!). Australien hat übrigens kürzlich durch Bundesschiedsgericht die 44-Stundenwoche für alle Industrien eingeführt mit der Begründung, daß der moderne Arbeiter eine längere Erholungszeit unbedingt benötige und daß eine solche Verkürzung ohne Schaden für die Gesamtwirtschaft des Landes durchführbar sei. Freilich hat Australien seine eigenen wirtschaftlichen Bedingungen, aber solche, die eher eine höhere Arbeitszeit verlangen, nämlich vor allem einen großen Mangel an gelernten Arbeitskräften. Und wir Europäer, die wir nicht wissen, wie wir das Arbeitslosenheer beschäftigen sollen, sträuben uns gegen die 48-Stundenwoche mit all den Ausnahmen, die das Washingtoner Abkommen doch zugesteht. Das zeigt deutlich, daß es sich in der Arbeitszeitfrage gar nicht um wirtschaftliche Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten handelt, sondern um die Behauptung von Machtpositionen, schließlich darum, ob die Arbeitgeberschaft auf gewisse Bequemlichkeiten der Produktion zu verzichten gezwungen werden kann. Das breite Publikum wird schon von selbst verzichten, wenn die verkürzte Arbeitszeit Gesetz geworden ist, wie es stillschweigend auf die frischen Semmeln am Sonntag Morgen verzichtet hat. Und ich bin längst der Überzeugung, daß unsere Wirtschaft auch nach einer internationalen Durchführung des Washingtoner Abkommens genau so florieren oder nicht florieren wird; denn die die europäische Wirtschaft heute hemmenden Momente liegen viel zu tief, als daß sie durch eine Verlängerung der Arbeitszeit wirkungslos gemacht werden könnte.

Marburg Georg Wünsch

Wöchentliche Chronik

Dem Deutsch-Evangelischen Kirchenausschuß haben sich die deutschen evangelischen Gemeinden in Bradford, Malaga, Valparaiso, Okahandja, Osorno und Genua angeschlossen. Der Kirchenausschuß beschloß für Jubelpaare in den angeschlossenen Auslandsgemeinden eine kirchliche Ehrung einzuführen.

Die evangelische Militär-Geistlichkeit in Deutschland zählt 12 aktive Pfarrer gegen 160 vor dem Kriege. EPD

Auf Antrag der Frau Dr. Lüders fordert der Hauptausschuß des Reichstags einstimmig die Abänderung des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes vom 22. 7. 13 dahin, „daß der Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit im Falle der Ehe einer Reichsdeutschen mit einem Ausländer für die Ehefrau solange nicht eintritt, als die Eheleute ihr Domizil nicht außerhalb des deutschen Reichsgebiets verlegt haben und die Ehefrau nicht den ausdrücklichen Verzicht auf ihre bisherige Staatsangehörigkeit erklärt hat. Bei Verlegung des Domizils ins Ausland tritt der Verlust der bisherigen deutschen Staatsangehörigkeit für die Ehefrau nur unter der Voraussetzung ein, daß sie nach dem betreffenden ausländischen Recht durch ihre Eheschließung die Staatsangehörigkeit ihres Gatten erworben hat. Bei Eingehung der Ehe einer Reichsdeutschen mit einem Staatenlosen behält jene ohne Weiteres ihre Staatsangehörigkeit."

Kultusminister Becker erklärte im preußischen Landtag, daß die Konkordatsfrage sich auch heute noch im Zustande der Erwägungen befinde; ein Abschluß des Konkordats stehe durchaus nicht unmittelbar oder auch nur nahe bevor. Er bat dabei die Vertreter der beiden Konfessionen, sich zum Gedanken der Parität zu bekennen. Die Protestanten möchten sich diesen Gesichtspunkt endlich zu eigen machen, die Katholiken die Parität nicht im Eilzugstempo herstellen wollen. Das Reichsschulgesetz müsse bald kommen, der jetzige Zustand sei für die Schulverwaltung nahezu unerträglich. Weder in der Dissidentenfrage, noch in den Fragen des Elternrechts sei heute eine klare Grundlage für die Entscheidung gegeben. Durch die Konfessionalisierungstendenzen sei in die Bewegung für die Einrichtung weltlicher Schulen ein neuer Antrieb gekommen. Eine einheitliche Schulform sei leider unmöglich. Trotzdem die Reichsverfassung die Simultanschule als Regelschule vorsehe, werde sich wahrscheinlich die konfessionelle Schule als die Regelschule im Reichsschulgesetz durchsetzen. Er persönlich bedaure das. Die staatliche Schulaufsicht müsse erhalten bleiben. Der Kirche solle im Rahmen der Verfassung ihr Recht werden. Es dürfe aber nicht dahin kommen, daß die geistliche Schulaufsicht, deren Abschaffung eine der besten Errungenschaften der Revolution war, durch eine Hintertür wieder eingeführt wird. VZ 64 Rb 64

Der Evangelische Bund sammelt — bis 15. April — Unterschriften gegen das Konkordat. (Formulare: Berlin W 10, Friedrich Wilhelm-Straße 2a.)

Gegen die mit 35 gegen 25 Stimmen bei 2 Stimmenenthaltungen erfolgte Wahl von Pfarrer Lic. Geibel an die Pauluskirche in Halle ist wegen seiner Glaubensstellung ein Einspruch mit 520 Unterschriften an das Konsistorium eingereicht und von diesem abschlägig beschieden worden. Die Unterzeichner haben Beschwerde beim Evangelischen Oberkirchenrat eingereicht. AELKZ 12

Das Konsistorium in Münster weist die Presbyterien an, bei der Aufwertung von Anleihen besonders zu prüfen, ob neben der gesetzlichen noch eine weitergehende sittliche Pflicht besteht.

Die sieben Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege unterhalten 34 187 Einrichtungen mit 571 357 Betten, 409 052 Plätzen und 133 136 Pflegekräften. Davon entfallen auf den Zentralausschuß für Innere Mission 12 170, 193 916, 184 478, 45 658, den deutschen Charitasverband 10 916, 233 189, 177 060, 47 484, den Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt 4976, 50 345, 10 155, 17 910.

In Bremen überstiegen die Wiedereintritte in die Kirche im letzten Jahre mit 736 die Austritte (503) um 233.

Die Hamburgische Synode beschloß, eine Theologin mit der Seelsorge und Wortverkündigung ohne Sakramentsverwaltung in den Frauengefängnissen zu beauftragen: der erste landeskirchliche Auftrag in Hamburg an eine Theologin zur Wortverkündigung. Die Frage der Ordination einer Theologin wurde ausgesetzt, bis die Beschäftigung der Theologinnen im Kirchendienst kirchengesetzlich geregelt sei.

Die Synode der Konföderation reformierter Gemeinden in Niedersachsen, die in Göttingen stattfand, beschloß an der Kooptation der Presbyter festzuhalten; sie „konnte sich auch nicht schlüssig machen, in der Frage des Frauenwahlrechts dem Geist der Zeit nachzugeben". RefKZ 9

In Schlesien hat sich ein „Bekennerbund" unter dem Vorsitz des Grafen Seidlitz-Sandreczki gebildet. AELKZ 11

Die Theologische Fakultät der Universität Jena verwahrt sich gegen die Behauptung bei den Wahlen zum Thüringer Landeskirchentag, daß „das müde kirchliche Leben in Thüringen auf den Einfluß der liberalen theologischen Fakultät in Jena zurückzuführen" sei, und daß darum auch Jena eine besonders geringe Frequenz habe. Sachsen, das schon lange eine orthodoxe Fakultät besitzt, habe ein schlechteres kirchliches Leben. Jena habe noch 47 Prozent seines Bestandes gegenüber der letzten entsprechenden Zahl vor dem Kriege, Leipzig nur 35, Halle 32 Prozent.

Der Ausschuß für die Francke-Gedächtnisfeier in Halle (8. Juni 200. Todestag A. H. Franckes) erbittet Gaben unter Postscheckkonto der Hauptkasse der Franckeschen Stiftungen in Halle Nr. 12 383 Leipzig.

Das „Mutige Christentum" erscheint vom 1. April an wieder unter seinem alten Namen, als Wochenblatt, unter der Redaktion von Johannes Zauleck. Vierteljährlich 80 Pfennig.

Die Freidenker in Greiz wollen sich beschwerdeführend an die Reichsregierung wenden, weil mehrere Innungen dort beschlossen haben, nur Lehrlinge in das Handwerk aufzunehmen, die konfirmiert sind. RKZ 11

In Wien besteht eine germanische Religionsgemeinschaft, deren Mitglieder streng nach altgermanischem Ritus leben, Wodan, Baldur, Freia und die andern altgermanischen Götter anbeten und eine heilige Eiche im Prater haben. Die Mitglieder sind zum großen Teil Angehörige der Intelligenz, einer ihrer Führer, der gleichzeitig als Priester fungiert, ist ein bekannter Wiener Professor der Medizin. EvOtld 8

Die dritte Landessynode der unierten evangelischen Kirche in Polen, die vom 23.—28. Januar in Posen tagte, beschloß Einführung eines neuen Gesangbuchs (Auslandsgesangbuch und Auswahl aus den bisherigen Gesangbüchern) und eines Religionslehrbuches von Superintendent Smend in Lissa „Der Heilsweg". An der Heilighaltung der spezifisch evangelischen Feiertage (Karfreitag, Reformationstag und Bußtag) soll in Treue festgehalten werden. Das Statut des Rates der Evangelischen Kirche in Polen (der ersten unter den kirchlichen Vertretungen) wurde angenommen.

Die gesetzestreuen Juden, zunächst in Preußen, weiterhin im Reich, haben sich zu einer rein religiösen „Jüdisch-konservativen Vereinigung" zusammengetan.

Von Personen. Berufen: Professor D. Freiherr von Soden in Marburg nach Halle. Ernannt: Superintendent Lic. Moritz Riemer in Berlin zum Direktor des Predigerseminars Wittenberg; Pastor Lic. Dr. Heinrich Schlosser in Wiesbaden zum Direktor des Predigerseminars Herborn. Gewählt: Pastor D. Hesse in Elberfeld zum Landesjugendpfarrer der reformierten Landeskirche Hannover; Pfarrer Lic. Ernst Moering in Breslau zum Direktor der städtischen Volksbüchereien und Lesehallen daselbst. Generalsuperintendent Zänker ist aus dem Theologenausschuß der Liga für den Völkerbund ausgetreten. Gestorben: Professor D. Emil Walter Mayer in Gießen, früher in Straßburg; Professor D. Heinrich Böhmer in Leipzig; der Moderator der Dutch Reformed Church des Caplands D. H. P. van der Merwe. E St

Bücher und Schriften

Dürers Grüne Passion. 11 Faksimiledrucke nach den Originalen der Albertina in Wien. Wien, Anton Schroll u. Co. 25 M.

Diese Faksimiledrucke, welche die weiß und schwarz auf grüngrundiertem Papier gezeichneten Blätter der sogenannten Grünen Passion Dürers wiedergeben, sind mustergültig. Sie bringen die kompositorischen, zeichnerischen und malerischen Vorzüge dieses Werkes ungehemmt zum Ausdruck. Ihrem Formcharakter nach sind die Blätter in die Zeit zu setzen, in der Dürer unter italienischem Einfluß sich von der Spätgotik lossagt und mit einem neuen graphischen Stil ringt (um 1504?). Man kann die Zeichnungen nach dem Ergebnis dieses Ringens wenn auch nicht zeitlich, so doch nach ihrem Wert gruppieren. Dem geistigen Gehalt nach kann sich freilich die Grüne Passion mit den Holzschnittpassionen nicht messen. Und darin ist es begründet, daß die Zweifel an der Echtheit des Werkes nicht ganz verstummen. Doch scheint die herrschende Meinung der Dürerschen Herkunft wieder günstig zu sein. Rudolf Günther

Unser Herr im Elend. Des Bruder Egidius Büchlein von der gekreuzigten Liebe. 32 S. Text, 8 Bilder in Kupfertiefdruck. München, Verlag Ars sacra, Josef Müller. — **Christ ist erstanden.** Des Bruder Egidius Büchlein von der seligen Osterfreude. Umfang, Ausstattung, Verlag wie oben. Je 80 Pfg.

Die Auswahl bringt Betrachtungen von Seuse, Johann Michael Sailer und andre in ähnlichem Geist bearbeitete Stücke, Gedichte z. B. von Droste-Hülshoff und Proben aus dem katholischen und (Gerhardt, Salomo Franck) dem evangelischen Kirchenlied. Unter dem Bildschmuck, der natürlich gern der italienischen Renaissance entnommen wird, finden sich doch auch Dürer und Rembrandt. Ein Beispiel katholischer Hauskunst, mit Geschmack ausgestattet. Rudolf Günther

Christ ist erstanden! Alte Osterlieder für drei bis fünf Stimmen. Herausgegeben von Ernst Fritz Schmid. Augsburg, Bärenreiterverlag 1927. 16 S. 80 Pfg.

Grad zur rechten Zeit vor dem Fest bringt der Bärenreiterverlag eine gute Auswahl alter Osterlieder heraus, als Heft 15 des „Musikalisch Hausgärtlein" in der gleichen Art wie das Weihnachtsheft (vgl. CW 1926 Nr. 22 Sp. 1155 f.). Man kann sich über diese Veröffentlichung nur freuen; zu billigem Preise bringt sie acht Osterweisen in zugleich strengen und musikalisch reichen Sätzen des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts. Wieder findet man Sätze von verschiedenen Anforderungen an die Stimmen, von Johann Walthers „Christ ist erstanden" (dreistimmig) und Valentin Trillers „Erstanden ist der heilige Christ" (dreistimmig) bis zu Bartholomäus Gesius' „Heut triumphieret Gottes Sohn" (fünfstimmig). Möchten recht viele — größere und kleine — Chöre diese Sätze singen; schöner und gemäßer kann ich mir eine Verkündigung der Osterbotschaft durch die Musik nicht vorstellen. Wilhelm Wolff

Gotteswerke und Menschenwege. Biblische Geschichten in Bild und Wort geschildert von Professor Gebhard Fugel und Peter Lippert S. J. München, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Geb. 12 M.

Dieses Werk enthält 72 ganzseitige Kupfertiefdruckbilder von Gebhard Fugel und 80 Seiten begleitenden Text von Peter Lippert. Es erscheint wie eine Zusammenfassung dessen, was Fugel in einem langen Künstlerleben an Innenschau biblischer Geschichten zuteil geworden ist. Mit religiösem Verständnis durchschreitet er die Offenbarungsgeschichte des Alten und Neuen Bundes, selbstverständlich mit der besonderen Auffassung des Katholiken. Die Verwandtschaft mit dem Pathos der Renaissancekunst und der Süße der Nazarener liegt ihm daher im Blut. Ihn darum der Verweltschung zu bezichtigen, ist aber doch unrecht. Man muß eben aus der Geschichte der deutschen Kunst wissen, daß sich auch in entlehnten Formen echter Gemütsgehalt aussprechen kann. Es liegt frommer nordischer Ernst über diesen Bildern; auch ist zu bedenken, daß der Katholik nicht wie der Protestant der Symbolik entwöhnt und daß ihm aus diesem Grunde auch die stark bewegte Geste nicht fremd ist.

Der begleitende Text des bekannten katholischen Schriftstellers Lippert paßt sich den Bildern wohl an. Keine Bildbeschreibung, nicht mit einem Wort, aber innerlich soll der Leser an die Gotteswirklichkeit herangeführt werden, wie der Künstler sie ihm deuten will. Dies geschieht mit bemerkenswertem Geschick und Takt; zuweilen glaubt man auch zu verspüren, wie der Sprecher selbst mit den hohen Fragen zu ringen hat. Und dies ist dann der stärkste Eindruck. Rudolf Günther

Aus deutscher Erde. Erzählungen von E. Müllenhoff. Lengerich i. W., Bischof und Klein. 159 S. 1.20 M.

Die erste Novelle „Weiße Hände" fesselt durch folkloristische Behandlung einer mysteriösen Erzählung. „Lichtsignale" und „Licht" bringen ethische Momente in überraschender Handlung. Künstlerisch am reichsten und zugleich ergreifendsten sind „Im Watt" und „Die Wölfe". Durch alle Geschichten hindurch zieht sich ein Unterstrom von christlicher, an die Form nicht gebundener Innerlichkeit. Die Heimaterde und die Nähe der See bilden mehr als bloß den Rahmen; so ist der Titel wohl gerechtfertigt. Wir können diese reife Frucht langen Schriftstellerlebens nicht bloß für den häuslichen Herd, auch für unsere Konfirmanden warm empfehlen. Otto Baumgarten

Die Pädagogische Akademie im Aufbau unseres nationalen Bildungswesens. Von C. H. Becker. Leipzig, Quelle und Meyer 1926. 80 S.

Die Schrift ist aus einer ungemeinen Bildung heraus geschrieben. Das steht einem Kultusminister sehr wohl. Auch wer sich zunächst nicht für den Sondergegenstand des Titels interessiert, selbst aber auf Bildung Anspruch macht, sollte die Schrift gelesen haben. Sie bringt Genuß und Gewinn zugleich. Nun aber der Gegenstand: die Lehrerbildung. Feste Grundsätze, wie sie das preußische Kultusministerium in Sachen des ganzen Volksbildungswesens leiten, werden aus dem ganzen Umfang der Beziehungen heraus siegreich ans Licht gestellt. Man wird überführt von der Wichtigkeit des Gegenstandes und überzeugt von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Die Nächstinteressierten kennen die Schrift längst, aber wer sich überhaupt für Schule und Bildung unsers Volkes mit verantwortlich fühlt, soll sich mit ihr bekannt machen. R

Verschiedenes

Der Metropolis-Film. Deutschland hat ihn geschaffen. Amerika ist voll Rühmens: „Stupend", „Unübertrefflich", „Mit Worten nicht zu beschreiben", „Einzig dastehend", „Kolossal", „ein Weltwunder, aufregend und erschütternd, verschieden von allem Bisherigen, bestimmt der Gipfelpunkt wahrer Kinematographie zu sein" (FZ 209). England ist ebenso entzückt, doch muß der geistige Gehalt dort für die Menge noch „heruntergeschraubt" werden

(FB 219). — Ich sah den Film in Berlin. Was würde Dr. Bry, der uns 1925 Nr. 42/43 ff. die Filmartikel schrieb, zu dieser Leistung sagen? Ich fragte mich immer: Wo will das noch hinaus? Denn unmöglich kann Technik und Gestaltung dabei stehen bleiben. Unmöglich kann gerade damit nun der Gipfelpunkt erreicht sein. Unermeßliche Möglichkeiten vielmehr, das weiß man instinktiv, tun sich daneben auf. Aber cui bono? zu welchem guten Ziele? Der Einschlag sozialer Moral: „Mittler zwischen Hirn und Hand muß das Herz sein" — was will man mehr? Und doch wie unendlich kitschig wirkte gerade diese Pointe auf unsereinen. Wie wirkt sie auf das Publikum? Was ist dem Publikum überhaupt diese Fabel? Was ist ihm im Grunde dieser Film? Die Sensation dieses Films? Was wird aus einem Publikum, das von solcher Speise immer mehr — lebt? R

Kleine Mitteilungen. Der Weltkongreß für freies Christentum (International Congreß of Free Christians and other Religious Liberals), der 1910 in Berlin, 1913 zum letzten Male in Paris tagte, wird im September in Prag wieder zusammentreten. Zu andern Hindernissen der vergangenen Jahre kam vor allem der Verlust seines Vorsitzenden, des Professors D. Roessingh in Leiden, durch den Tod. Auch andre große Lücken weist seine Leitung auf. Aber der Generalsekretär Rev. W. H. Drummond hat die Wege für eine neue Tagung soweit geebnet, daß man ihr Bevorstehen melden kann.

Welch ein confluxus hominum in diesem Sommer unter den verschiedensten Losungen stattfinden wird, zeigt unser Versammlungskalender. Und Vieles entgeht uns ja, Andres steht noch nicht fest; so wird die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz (1925 in Oslo) wahrscheinlich im September in Marburg stattfinden. — Dem häufigen Wunsche der Veranstalter, daß wir ihr Programm im redaktionellen Teil abdrucken möchten, können wir nur in seltenen Fällen nachkommen. Es liegt nicht am guten Willen, sondern an der Raumnot. (Viele, viele Bücherbesprechungen warten ungeduldig auf ihr Erscheinen.) Aber wenn Leser Näheres wissen wollen, sollen sie ruhig an uns schreiben. Wir werden es uns nicht verdrießen lassen, nach Kräften briefliche Auskunft zu geben.

Im Bethlehemstift im Augustusbad bei Radeberg ist ein Erholungsheim für herzkranke Kinder neu geschaffen worden. Näheres beim Landesverein für Innere Mission, Dresden-A., Ferdinandstraße 19 II. R

Versammlungskalender

18.—20. April	Bund deutscher Bodenreformer Schwerin
19. 20. April	Thüringer Volkskirchenbund Sondershausen
19.—22. April	Akademische Woche Dresden
19.—23. April	Ferienkurse der Universität Bonn
20.—22. April	Ferienkursus der Fakultät Marburg
21.—26. April	Deutscher Evangelischer Verband für Volksmission Eisenach
22.—25. April	Christliche Akademiker-Tagung Bad Nauheim
23 24. April	Deutsche Hochschullehrer Weimar
23 April ff.	Generalsynode der altpreußischen Union Berlin
26. April	Sächsische Kirchliche Konferenz Chemnitz
27.—29. April	Ferienkurs der Fakultät Breslau
8.—11. Mai	Allgemeiner schwedischer Kirchentag Malmö
10.—13. Mai	Kursus für Kultus und Kunst Berlin
10.—17. Mai	Studientage für Pfarrer: Arbeit an der weiblichen Jugend Dahlem
16.—18. Mai	Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Halle
17.—19. Mai	Kirchlich-sozialer Kongreß Düsseldorf
30. 5.—1. 6.	Deutsch-Evangelischer Gemeindetag Magdeburg
7.— 9. Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
7.—10. Juni	Reformierter Bund Barmen
7.—11. Juni	Deutscher Orgeltag Freiberg
17.—21. Juni	Deutscher Evangelischer Kirchentag Königsberg
11.—18. Juli	Weltsonntagsschulkonferenz Los Angeles, Kalifornien
20.—23. Juli	Fortsetzungsausschuß der Stockholmer Konferenz Winchester
24.—26. Juli	450jähriges Universitätsjubiläum Tübingen
29.—31. Juli	400jähriges Universitätsjubiläum Marburg
3.—10. August	Jugendtreffen des Internationalen Versöhnungsbundes: St. Franziskus und die Jugend Naumarcus, Ct. Neuenburg

Briefkasten der Redaktion

Es geht so nicht weiter. Wir können nur warnen, uns Manuskripte zu schicken. Wir bewältigen sie einfach nicht mehr.

Was da ist, muß erst einmal aufgearbeitet werden. Wir konnten vieles noch nicht durchprüfen und bitten um Geduld.

Wer für die „Christliche Welt" schreiben will, setze sich vorher mit der Redaktion in Verbindung.

Dieser Notschrei gilt nicht unsern regelmäßigen Mitarbeitern. Und es versteht sich von selbst, daß für Aktuelles und Ueberragendes immer Raum ist.

— Manuskripte für die „Bücherei der Christlichen Welt" sind in erster Linie dem Verlag anzubieten. *Der Herausgeber*

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Deutsche Orgelkunst

Bericht über die Freiburger Tagung für deutsche Orgelkunst Juli 1926

Herausgegeben von Prof. Dr. Wilibald Gurlitt

174 Seiten. Kart. Mk. 10 —, Leinen geb. Mk. 12.—

Das Buch enthält sämtliche Vorträge und Diskussionen, die Programme, Teilnehmerliste, Literaturverzeichnis, 12 Tiefdrucktafeln und 3 umfangreiche Notenbeilagen.

Es bietet eine Fülle von Anregungen für Organisten, Kirchenmusiker, Orgelbauer und Wissenschaftler.

*

Ausgewählte Orgelstücke des 17. Jahrhunderts

Für den praktischen Gebrauch herausgegeben von Karl Matthaei

BA Nr. 100. 45 Seiten. Mk. 2.40

*

Daniel Magnus Gronau († 1747)
Vier Choralvariationen für die Orgel

Herausgegeben von Dr. Gotthold Frotscher

BA Nr. 132. 52 Seiten. Subskriptionspreis Mk. 3.60
Fertigstellung Ende März 1927

Über diese und weitere Werke unterrichten Sie ausführliche Sonderprospekte, die gern kostenlos an jede gewünschte Anschrift versandt werden.

Im Bärenreiter-Verlag zu Augsburg

Als schönes Ostergeschenk

empfehlen wir

Große christliche Persönlichkeiten

Eine historische Skizzenreihe
von
Hans von Schubert

Mit fünf Bildern

4.—6. Tausend. In Leinen gebunden M 5.—

„Ein schönes, tiefes Buch, voll schlichter Innerlichkeit, und das Geschichtlich-Persönliche daran hat eben seinen ganz besonderen Reiz und bleibenden Wert." Leipziger Kirchenblatt

„In glänzender Diktion werden diese Charaktergestalten geschildert, in feinsinniger Darstellung die Linien von einem zum andern gezogen und jedem seine Stelle angewiesen. Es ist ein Genuß, diese Skizzen zu lesen." Evangel. Wahrheit, Hannover

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin / Leipzig

Empfehlenswertes Ostergeschenk

Paul Lechler

Geschäftserfolg und Lebenserfolg

37.—39. Tausend

Kartoniert M 2.50, Leinen M 4.—

„Aus einem reichen Schatz von Lebenserfahrung, als Berater zu jüngeren Kollegen, als deutscher, charaktervoller Mann von vornehmer Gesinnung gibt der Verfasser in frischem Ton wertvolle Gedanken für solche, die im Lebenskampf vorwärts kommen, die selbst etwas Rechtes werden und für andere Tüchtiges leisten wollen." Schwäbischer Merkur

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin-Leipzig

BRONCEGLOCKEN

Gebr. **Ulrich**

Glockengiessereien-A.-G.

APOLDA - THÜR. KEMPTEN - ALLG.

Die Deutsche Glocke am Rhein wurde von uns geliefert.

Soeben gelangt zur Ausgabe:

Antiquariatskatalog Nr. 296

Protestantische Theologie

(Praktische, systematische und wissenschaftliche Theologie)

920 Nummern

Wird auf Verlangen unberechnet und portofrei übersandt.

PAUL CIESLAR

Buchhandlung u. Antiquariat, Ges. m. b. H.

gegründet 1869

Graz (Österr.)

CHRISTOPH BLUMHARDT

PREDIGTEN UND ANDACHTEN

AUS DEN JAHREN 1888—1896

HERAUSGEGEBEN VON R. LEJEUNE

GEHEFTET MK. 7.— LEINEN MK. 9.—

THEOLOGIE DER GEGENWART, LEIPZIG:
„... DURCHBLUTET VON WARMEM PERSÖNLICHEM LEBEN ERSCHEINEN HIER DIE WORTE DER BIBEL SO, DASS SIE GANZ ZU UNMITTELBARER GEGENWART WERDEN."

DURCH JEDE BUCHHANDLUNG BEZIEHBAR

ROTAPFEL-VERLAG, ZÜRICH UND LEIPZIG

Neuere theologische Literatur

50 Arbeitsjahre im Dienste des Glaubens und der Liebe, Jubiläumsschrift der Berliner Stadtmission . . . . 3.—

Bohlin, Torsten, Kierkegaards dogmatische Anschauung in ihrem geschichtlichen Zusammenhang . . . br. 15.—, geb. 17.—

Brunner, Emil, Religionsphilosophie u. evang. Theologie 4.80

Clemen, Die Entstehung des Neuen Testaments 1.50

Deißmann, Die Stockholmer Bewegung. Die Welt-Kirchenkonferenzen zu Stockholm 1925 und Bern 1926 von innen betrachtet . . . . . 6.—

(Hilty), Vom Sinn der Zeit. Eine Auswahl aus den Schriften Carl Hiltys 4.50

Lieb, Fritz, Glaube und Offenbarung bei J. G. Hamann —.80

Minrath, H., Der Gottesbegriff in der modernen Wertphilosophie . . . . . 4.—

Mosapp, Herm., Unsere Kirche, ihr Werden und Leben, Kämpfen und Arbeiten 4.50

Schlatter, Ad., Die Geschichte der ersten Christenheit br. 12.—, geb. 14.—

Zu beziehen durch

Wilh. Jacobs, Buchhandlung, Gotha

Postscheckkonto: Erfurt 9685.

Erholungsbedürftige

finden im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in **Friedrichroda i. Thür.,** Schreibersweg 6, Fernspr. 270, liebevolle Aufnahme und Pflege — Sommer und Winter geeignet für stille Erholung, Nachkur nach Krankheiten, Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit. Geschützte Lage des Hauses. Gut heizbare Zimmer. Gute Verpflegung. Anfragen an die Hausmutter.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Meriedburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre. Bevorzugt werden Bewerberinnen im Alter von 20—30 Jahren.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Vorzugs-Angebot
für die Bezieher der „Christlichen Welt"!

Zum 70. Geburtstag von Martin Rade

erschien als Festgabe in der Reihe der
Bücherei der Christlichen Welt

Vierzig Jahre Christliche Welt

Im Auftrage seiner Freunde herausgegeben von
Hermann Mulert

Broschiert sechs Mark, in Ganzleinen acht Mark

Vorzugspreis für die Bezieher der „Christlichen Welt":
Broschiert vier Mark, in Ganzleinen sechs Mark

Über neunzig der bekanntesten Namen alter und junger Freunde sind durch einen Aufsatz oder wenigstens durch ein Gedenkwort vertreten. Diese Festgabe bildet einen Querschnitt durch den geistigen Umkreis der „Christlichen Welt" und belegt ihre Bedeutung und die Verdienste ihres Herausgebers in Vergangenheit und Gegenwart. Sie ist aber nicht nur eine Art Geschichte der „Christlichen Welt", sondern in ihr spiegelt sich in ganz einzigartiger Weise die Kulturgeschichte, im besonderen die Kirchengeschichte der letzten Jahrzehnte wider.

★

In diesen Tagen erscheint

MARTIN RADE

Glaubenslehre

3. Buch (II. Band): Vom Geist
Geheftet acht Mark / in Ganzleinen zehn Mark

Bisher liegen vor

1. Buch: Von Gott 2. Buch: Von Christus
Einzeln geheftet je vier Mark. Gemeinsam als I. Band in Ganzleinen zehn Mark

Um der Christliche Welt-Gemeinde die Anschaffung dieses großen Bekenntniswerkes ihres Führers zu erleichtern, biete ich es den Beziehern der „Christlichen Welt" ebenfalls zu einem Vorzugspreise an, und zwar:
jeder Band geheftet sechs Mark, in Ganzleinen 7.50 Mark

Bitte bedienen Sie sich der beiliegenden Bestellkarte!

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

KONFIRMATION / OSTERN

WALTER FLEX

Gesammelte Werke

2 Bände, geheftet M 11.–, in Ganzleinen M 16.–
in Halbfranz handgebunden M 36.–

„Dem Dichter konnte kein schöneres Denkmal gesetzt werden." Der Jungdeutsche

Novellen. Gebunden M 2.50

Inhalt: Werner, eine Studentennovelle. Die Spur im Schnee. Waldwund. Der Überläufer. Das Gebet für Jérôme. Martin Kettlers Opfer.

„Eine späte Gabe des Frühvollendeten, dem Nachlasse entnommen: Novellen von höchster Gestaltungskraft, dem Besten ebenbürtig, was er geschrieben." Deutsches Auslandsinstitut

MALWIDA VON MEYSENBUG

Im Anfang war die Liebe

Briefe an ihre Pflegetochter Olga Monod
Zweite, veränderte Auflage
Geheftet M 5.50, in Ganzleinen M 7.50
in Halbfranz handgebunden M 16.–

„Ein unversiegbarer Lebensquell sprudelt in diesen Briefen." Der Türmer

REINHART. GESCHICHTE EINER JUGEND

von Fritz Karl Weber

Reinhart der Stammler

Geheftet M 3.–, Pappband M 4.50, in Ganzleinen M 5.50

Reinhart und seine Helfer

Geheftet M 3.50, Pappband M 5.50, in Ganzleinen M 6.–

Die Reinhart-Bücher sind Kügelgens Erinnerungen vergleichbar. „Ein deutsches Idyll" nennt sie die „Tägliche Rundschau". Die Schulgeschichten Reinharts mit ihrem reichen Gehalt und natürlichen Humor sind ein Konfirmationsgeschenk, das bestimmt gelesen wird und anfeuernd wirkt. Für Eltern sind sie ein Rückblick und ein Weg zum Verständnis der Kindesseele. Jeder Band ist völlig in sich abgeschlossen.

C. H. BECK VERLAG MÜNCHEN

NEULAND VERLAG

Universitäts-Professor
D. Friedrich Niebergall

Seelsorge und Alkohol

34 Seiten RM 1.–

Ein Werk für alle Theologen und für alle in der sozialen Arbeit Tätigen

Neuland-Verlag
G. m. b. H.
Berlin W. 8.

Gabbe's Lehr-Anstalten

Studentenheim Schülerheim
Berlin W 56, Oberwallstraße 16a
1. Vorbereitungsanstalt für alle Schulprüfungen von Tertia bis Abitur. 2. Lehrgänge für Studenten und Akademiker in Theologie, Phil., Philologie, Paed., Semitica, Hebr. 3. Conversf.-Kreise Englisch, Franz., Spanisch.

Die Prosaschule
von Dr. B. Christiansen (12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Zu verkaufen

Johannes Calvins Auslegung der Heiligen Schrift in deutscher Übersetzung. Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins, Neukirchen, Kreis Moers.

Von den 14 Bänden des vollständigen Werkes sind alle stark gebunden (Halbled.), bis auf die Bände I, XI und XIV, die ungebunden geblieben sind. Alles ist gut und sauber erhalten. Das Werk erschien in Lieferungen und ist erst vor einigen Jahren zum Abschluß gekommen.

Angebote zu richten an **Friedrich Franzmeyer**, Hauptlehrer in Hörste, Kreis Halle (Westfalen).

Beste deutsche Bezugsquelle für
billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. graue, geschlissene M. —.80 und 1.—, halbweiße M. 1.20, weiße flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, Herrschaftsschleiß M. 4.—, bester Halbflaum M. 5.— und 6.—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2.20, 2.80 und 3.25, Flaumrupf M. 4.—;
Daunen weiß M. 7.—, hochfein M. 10.— zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfd. an postfrei.
Umtausch gestattet oder Geld zurück.
Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.
Rudolf Blahut, Bettfederngroßhaus, **Deschenitz 318**, Böhmen.

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung. Prospekt gegen Voreinsendung von 20 Pf.

Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstraße 8.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 21. April

Dieser Nummer liegen Prospekte bei: **Verlag Dr. Karl Hönn**, Landschlacht-Konstanz (Beck, Aus der Welt der Mysterien), **Chr. Kaiser Verlag**, München (Althaus-Barth-Heim), **Felix Meiner Verlag**, Leipzig (Philosophie und Leben), sowie eine Bestellkarte vom **Leopold Klotz Verlag**, Gotha (40 Jahre Christliche Welt). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.